Hochstetter,

Zweige Eines Stammes.

III

Zweige Eines Stammes.

Lebensbilder treuer Glaubensmänner

von der

Reformation bis zur Gegenwart

gesammelt von

Ed. Hochstetter,
Pfarrer in Frickenhausen (Würtemberg).

III. Bändchen.

Basel,
Verlag von C. F. Spittler.
[1883]

Inhalt.

1. Tobias Heinrich Lotter,

geb. zu Stuttgart 14. September 1772,
gest. zu Stuttgart 20. Februar 1834.

Wie Ludwig Federhaff in Calw (siehe diesen), so war auch Heinrich Lotter in Stuttgart ein Kaufmann, der die Eine köstliche Perle fand. Er stammte aus einer christlichen Kaufmannsfamilie in Stuttgart. Sein Vater war Tobias Ludwig Lotter, Kaufmann und seine Mutter Elisabetha Dorothea geb. Keller. Unter seinen Vorfahrern finden wir Tobias Lotter, Consistorialrat und Stiftsprediger in Stuttgart, der von Augsburg stammte. Unser Heinrich Lotter, der älteste Sohn seiner Eltern erwarb sich im Gymnasium und unter der Leitung von guten Hauslehrern treffliche Kenntnisse und widmete sich sodann nach dem Wunsch seines Vaters dem kaufmännischen Berufe. In seinem 22. Jahre ging er auf Reisen in der bewegten Zeit von 1794—95. Er ging in die Schweiz, so wie nach Preußen und Sachsen. Zunächst wollte er sich in den Handlungsgeschäften vervollkommnen, konnte es aber nicht unterlassen, daneben auch die Verbindung von Männern zu suchen, welche sich durch menschenfreundliche, wissenschaftliche und religiöse Bestrebungen auszeichneten. Nach seiner Rückkehr wurde vom Vater ihm und seinem Bruder Carl die Handlung übergeben 1796, worauf er sich mit Louise Glocker, Tochter des Expeditionsrats Glocker verheiratete am 24. No-

vember 1796. Wiewohl er selbst keine Kinder hatte, erfüllte ihn doch eine herzliche Liebe zur Jugend. Diese trieb ihn, für das Wohl der Jugend zu wirken und so wurde er einer der beliebtesten Jugendschriftsteller seiner Zeit. Im Jahr 1807 erschienen von ihm die „Beispiele des Guten" in drei Bändchen, eine Sammlung von wahren Erzählungen, welche bei der Jugend großen Anklang fanden und in immer neuen Auflagen erschienen. Ferner erschienen von ihm „Warnungsbeispiele für die Jugend," „goldenes Buch für die Jugend," „Erzählungen für die zartere Jugend," Unterhaltungen für „Geist und Herz junger Christen" und noch manche andere Jugendschriften. Für einen weiteren Leserkreis gab er heraus: „Vorsehung und Menschenschicksale," „christlicher Krankenfreund," „Worte des Trostes," „christliches Schatzkästlein," „aus dem Leben edler Frauen." Bei seinem unermüdeten Sammlerfleiß wurden es nach und nach gegen 50 Schriften. Da er in einer Zeit aufgewachsen war, in welcher das Christentum vor allem in die Moral gesetzt wurde, so waren seine früheren Schriften auch mehr moralischen Inhalts. Dagegen tragen seine späteren Schriften und die neuen Auflagen seiner Schriften ein entschiedenes christliches Gepräge.

Die zweite Seite von Lotters menschenfreundlichem Wirken war seine Fürsorge für die Armen. Die erste Anregung, für die Armen in größerem Maßstab thätig zu sein, erhielt Lotter, als im Jahre 1805 durch Krieg und Mißwachs große Not unter den Stuttgarter Weingärtnern entstand. Mehrere Armenfreunde, welche damals besorgten, daß die Not im Winter noch größer werden möchte, vereinigten sich zur Gründung einer „Privatgesellschaft freiwilliger Armenfreunde," deren Statuten vom Staat genehmigt und durch den damaligen Dekan Rieger, den Sohn von Carl Heinrich Rieger zuerst öffentlich bekannt gemacht wurden. Die Gesellschaft wollte sich zunächst auf die dringendsten Bedürfnisse, Holz und Nah-

rungsmittel beschränken, stellte aber in Aussicht, künftig noch weiter zu gehen. Es wurde eine Subskription von Geldbeiträgen und Naturalien eröffnet, welche im ersten Jahr 4724 Gulden ertrug. Neben Dekan Rieger, Stadtoberamtmann Hofmann und Registrator Guckenberger war es vornehmlich Heinrich Lotter, welcher sich der Sache annahm und diesem Verein mit der ausdauerndsten Sorgfalt mehrere Jahrzehnte lang die wichtigsten Dienste leistete. Im Jahr 1807 wurde die erste Beschäftigungsanstalt für arme Kinder gegründet, später Katharinenpflege genannt. Bald genügte es nicht mehr an einer einzigen solchen Anstalt und Lotter betrieb 1813 die Errichtung einer zweiten, Marienpflege genannt, welche er ebenfalls in seine besondere Pflege nahm. In demselben Kreise, in welchem diese Wohlthätigkeitsanstalten entstanden, bildete sich 1812 auf Anregung von Dr. Steinkopf aus London und mit englischer Unterstützung die württembergische Bibelanstalt. Die Stuttgarter Armenfreunde wollten dadurch vor Allem den Armen die Anschaffung der Bibel erleichtern. Der Anfang wurde gemacht mit dem Druck von 10,000 Bibeln und 2000 Neuen Testamenten. Mit immer steigender Wärme gab er sich der Unterstützung und Beratung der Armen hin, so daß er im Jahr 1816 den Entschluß faßte, sich von seiner Handlung völlig zurückzuziehen und einzig dem Dienst der Armen und seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben.

Da kam die Not des Teurungsjahres 1816—17. Durch anhaltend nasse Witterung war die Ernte ganz mißraten und in Folge davon stieg die Hungersnot von Monat zu Monat. An die Spitze der Armen-Fürsorge stellte sich die Königin Katharina. Diese Fürstin, eine Tochter des russischen Kaisers Paul und Enkeltochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg war am 12. Januar 1816 die Gattin des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg geworden. Am 13. April hatten sie ihren Einzug in Stuttgart gehalten. Bald zeigte sich, wie die Kron-

prinzessin ein Herz hatte für die Verlassenen und Armen, für Witwen und Waisen. Sie trat daher auch jetzt schon mit Männern in Berührung, denen die Fürsorge für die Armen oblag oder die sich freiwillig der Armen annahmen. Als sodann Kronprinz Wilhelm zu Ende desselben Jahres am 30. Oktober 1816 nach dem Tode des Königs Friedrich den Thron bestieg, war sie einzig darauf bedacht, dem württembergischen Volk eine rechte Landesmutter zu sein. Dazu gab gleich das erste Jahr reichlich Gelegenheit. Die Königin machte sich alsbald ans Werk. Sie schrieb ihre Gedanken und Pläne für Hebung der Not nieder, rief eine Zahl einsichtsvoller Männer und Frauen aus allen Ständen ins Schloß zusammen am 29. Dezember und forderte ihren Rat und Beistand. Es lag ihr hauptsächlich daran, einen Mittelpunkt zu schaffen, zu welchem die Gaben des Landes zusammenfließen und von welchem die Unterstützungen in das ganze Land wieder ausfließen sollten. Da dieser Vorschlag bei der Versammlung Anerkennung fand, so wurden von der Königin vierzehn Männer und sieben Frauen ernannt, welche diesen Mittelpunkt der Armenfürsorge bildeten. Am 6. Januar 1817 traten diese Mitglieder zusammen und die Königin übernahm den Vorsitz. So war der Grund gelegt zu der noch jetzt im Segen wirkenden Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins in Württemberg. Unter den Mitgliedern dieser Armenbehörde durfte Heinrich Lotter nicht fehlen. Er wurde in dieselbe als ordentliches Mitglied berufen und ihm damit eine Stellung angewiesen, in welcher er bis an sein Ende höchst segensreich wirkte. Seine Thätigkeit dehnte sich damit auf das ganze Land aus und unter seiner Mitwirkung wurde eine Menge wohlthätiger Einrichtungen ins Leben gerufen und die anderwärts entstandenen unterstützt und befördert. In Stuttgart förderte er namentlich die 1817 unter dem Namen „Katharinen-Schule" entstandene Beschäftigungsanstalt, in welcher Knaben

und Mädchen der ärmeren Klasse zweckmäßige Anleitung fanden, ihre Freistunden zu nützlichen Arbeiten zu verwenden. Ebenso verdankt vorzüglich seiner Betriebsamkeit die Paulinenpflege in Stuttgart ihre Begründung, eine Rettungsherberge für sittlich verwahrloste Kinder.

Im Jahre 1826 ernannte ihn der König unter huldreicher Verleihung der goldenen Civil-Verdienstmedaille, zum außerordentlichen Mitglied der neu bestellten Commission für Erziehungshäuser, wodurch sich ihm eine neue, sehr ausgedehnte Wirksamkeit eröffnete. Im Jahr 1827 kamen durch seine Bemühungen zwei Kleinkinderschulen, deren damals noch wenige in Deutschland gegründet waren, in Stuttgart für Kinder von Armen zu Stande. Diesen Kleinkinderschulen widmete er sich bis zum letzten Augenblicke mit besonderer Vorliebe. Man hörte ihn nicht lange vor seinem Ende sagen, daß er sein irdisches Paradies in der Umgebung der Kleinen finde.

Bei der äußerst mäßigen und geordneten Lebensweise, die Lotter führte, bei der Gelassenheit und Ruhe, mit der er seine mannigfaltigen Geschäfte besorgte, bei dem stillen Seelenfrieden, der ihn durchdrang, hätte man denken mögen, daß er ein hohes Alter erreichen werde. Aber unerwartet schnell wurde er mitten aus seiner rastlosen Thätigkeit in seinem 62. Lebensjahr zur ewigen Ruhe abgerufen. Gegen die Mitte Februars 1834 wurde er von einem Unwohlsein befallen, das aber anfangs so unbedeutend war, daß er sich von seiner gewohnten Thätigkeit nicht eher zurückhalten ließ, als bis das Entzündungsfieber, das seine Brust ergriffen hatte, ihn dazu nötigte. Nur fünf Tage lag er auf seinem Krankenbett. Schon am 20. Februar morgens halb 4 Uhr entschlief er sanft, wie er gelebt hatte. Wenige Tage darauf folgte ihm seine treue Lebensgefährtin nach.

Christenbote 1839. — Leichenpredigt mit Lebenslauf.

2. Johannes Heß (Hesse),

geb. in Nürnberg 23. September 1490,
gest. in Breslau 5. Januar 1547.

Er gehörte zu den Männern, welche in Gottes Hand das Werkzeug waren, in der Kirche Christi das Wort Gottes wieder auf den Leuchter zu stellen; er war der Reformator in Breslau. Zu Nürnberg wurde er in einer angesehenen Kaufmannsfamilie geboren und kam in seinem 13ten Jahr in die Schule nach Zwickau in Sachsen, wo er fleißig die Psalmen auswendig lernte. Im 16ten Jahr bezog er 1506 die Universität Leipzig und im Herbst 1510 ging er nach Wittenberg, wo Luther seit zwei Jahren lehrte. Am meisten verdankte er aber hier der reichen Bibelkenntnis und dem ächt christlichen Geist des Johann von Staupitz, von welchem Luther selbst tiefe Eindrücke bekommen hatte. Nach vollbrachten Studien wurde er 1513 von dem schlesischen Bischof Johann Turzo zu seinem Sekretär berufen. Das war ein wohlwollender, edelgesinnter Mann, über welchen Luther nach dessen Tode äußerte, in Turzo sei der beste Bischof des Jahrhunderts gestorben und zwar im seligmachenden Glauben an Christus. So kam Heß nach Schlesien, in das Land, das später seine zweite Heimat wurde. Bald darauf wurde er von einem schlesischen Fürsten, dem Herzog Carl von Münsterberg-Öls, 1514—16 als Führer seines Sohnes Joachim, des späteren evangelischen Bischofs von Brandenburg, auf die Universität Prag geschickt. Weil aber damals strebsame Jünglinge häufig nach Italien reisten, um dort weitere Bildung zu holen, so machte sich auch Heß dorthin auf den Weg. So lange er sich in Italien aufhielt, kam die Kunde von Luthers kühner That, von dem Kampf, welchen er mit seinen 95 Sätzen begann, nach Italien und erregte dort besonders unter den Deutschen große Begeisterung. Als Heß nach Deutschland

zurückkehrte, wandte er sich zu Anfang des Winters 1519 nach Wittenberg und wurde dort mit Luther und Melanchthon befreundet. Mit beiden Reformatoren blieb er von da an im Verkehr und trat namentlich mit Melanchthon in ein inniges Freundschaftsverhältnis. Mit dem Herzen dem Evangelium zugethan kam er nun wieder nach Breslau und erhielt dort vom Bischof eine Anstellung als Prediger. Aber er wagte nicht, offen für das Evangelium einzutreten, da über Luther und seine Anhänger der Bann ausgesprochen war. Nach längerem Schwanken verließ er Breslau und suchte eine Stätte für sein Wirken in Öls bei seinem früheren Gönner, dem Herzog von Münsterberg. Von da machte er 1523 eine Reise in seine Vaterstadt Nürnberg, wo die Predigt des Evangeliums schon viel Boden gewonnen hatte. Da er hier in einer Predigt, welche er in der Sebalduskirche hielt, offen für das Evangelium auftrat, so hätten ihn die Nürnberger gerne als Prediger behalten.

Aber nun kam an ihn am 20. Mai 1523 der Ruf von Breslau, daß er Prediger an der dortigen Maria-Magdalenakirche werden sollte. In Breslau hatte indessen das Evangelium mehr und mehr Eingang gefunden. Luthers Schriften waren durch den Handelsverkehr der Breslauer in die Stadt gekommen und die Bürgerschaft war mit der Reformation bekannt geworden. Daher suchte der Magistrat einen Mann, welcher die reformatorische Bewegung in die Hand nehmen konnte. Heß nahm den Ruf an und hielt am 25. Oktober vor einer großen Volksmenge seine Antrittspredigt. Er führte nun das Werk der Reformation mit großer Mäßigung in Breslau durch. Den Grund dazu legte er durch eine Disputation, welche er am 20. April 1524 über Gottes Wort, über das vollgenügende Priestertum Christi und über die göttliche Stiftung des Ehebundes hielt. In Folge der Disputation traten nicht bloß manche katholische Priester auf die Seite

des Evangeliums, sondern der Magistrat gebot nun auch den sämtlichen Predigern der Stadt, daß sie Heß in der Verkündigung des Worts folgen und nur den sichern Inhalt der hl. Schrift vortragen sollten. Heß blieb seinem Wahlspruch getreu: Ich glaube, darum rede ich, und trieb vor allem das einfache Zeugnis des Wortes auf der Kanzel und in der Seelsorge. So kam es, daß die Abschaffung der katholischen Gebräuche, als Verehrung der Bilder, die Prozession mit der Hostie u. dergl. ohne jede stürmische Bewegung vorüberging. Einem Prediger schrieb Heß darüber, werde nur die Rechtfertigung durch den Glauben in Christo recht gepredigt, so werde Ablaß, Heiligendienst, Fegfeuer von selbst fallen.

Ganz besonders war ihm von Anfang die Fürsorge für die Armen am Herzen gelegen. Da vor allen Kirchthüren Bettler herumlagen, so ermahnte er zuerst die Obrigkeit, Abhilfe zu schaffen. Als dies vergeblich war, unterließ er 1525 an einigen Sonntagen das Predigen. Nun fragte ihn der Rat, warum er nicht mehr predige. Heß antwortete, sein lieber HErr Jesus liege vor der Kirchthüre; er möchte nicht über ihn wegschreiten. Dies wirkte. Das Betteln wurde verboten, die Kranken kamen in die städtischen Spitäler. Außerdem wurde ein großer Spital „zu allen Heiligen" neu gebaut, zu welchem Heß am 27. Juli 1526 den Grundstein legte. Weiter war er eifrig bemüht, den deutschen Kirchengesang im Gottesdienst einzuführen. Er gab hiezu 1525 das erste evangelische Gesangbuch für Breslau heraus. Auch werden ihm selbst zwei Lieder zugeschrieben von der Sterbensbereitschaft. Das eine dieser Lieder ist:

O Welt, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen
Ins ewig Vaterland;
Mein Geist will ich aufgeben,
Dazu mein Leib und Leben
Setzen gnädig in Gottes Hand.

Den Geist des Evangeliums drückt besonders folgender Vers aus:

Ich bin ein unnütz Knechte,
Mein Thun ist viel zu schlechte,
Denn daß ich Ihm bezahl
Damit das ewig Leben;
Umsonst will er mirs geben
Und nicht nach mein'm Verdienst und Wahl.

Einen treuen Genossen am Werk der Reformation bekam er 1525 an Ambrosius Moiban, welchen der Magistrat zum Prediger an der andern Hauptkirche zu St. Elisabeth berief. Er war ein geborner Breslauer und war auch in Wittenberg mit dem Evangelium bekannt geworden. Beide Männer wirkten 22 Jahre mit einander für die Reformation in Breslau und zwar so, daß Moiban sich hauptsächlich des Schulwesens annahm. Während so in der Stadt selbst die Reformation ihren gesegneten Fortgang hatte, drohten mehrmals Gefahren von Außen. In der Umgebung von Breslau, besonders in Liegnitz erhob sich die Sekte der Schwenkfelder, welche die lutherische Abendmahlslehre verwarfen und sich einer höheren Geistlichkeit und Reinheit rühmten. Ebenso standen in dem benachbarten Mähren die Wiedertäufer mit ihren Schwärmereien auf. Gegen beide Irrwege bewahrten die Breslauer Prediger ihre Gemeinden durch die lautere Predigt des göttlichen Wortes. Eine andere Gefahr drohte von weltlicher Seite. Schlesien stand damals unter der Oberlehnsherrschaft des Königs von Böhmen. Schon König Ludwig von Böhmen, der eine Schwester von Kaiser Carl V. zur Frau hatte, wollte die Reformation in Schlesien unterdrücken, er vermochte aber seinen Willen nicht durchzusetzen. Luther triumphierte, daß Heß in Breslau trotz aller königlichen Gesandten gesiegt habe. Als nun 1526 Ferdinand, der Bruder von Kaiser Carl V., den böhmischen Thron bestieg, so verbot er in scharfen Er-

lassen die Neuerungen in seinen Landen. Aber seine Hände wurden ihm gebunden, als die Türken ihre Angriffe auf sein Reich machten.

Was die häuslichen Verhältnisse von Johann Heß betrifft, so war derselbe zweimal verheiratet, das erstemal 1525 mit der Tochter eines Breslauer Ratsherrn, das zweitemal 1533 mit einer Breslauer Bürgerstochter, welch letztere aber auch vor ihm starb. Seit 1545 wurde er selbst leidend, so daß ihm das Predigen schwer wurde. Desto mehr wollte er noch durch Vorlesungen über biblische Bücher vor einem kleinern Kreise dem HErrn dienen und nahm hiezu den Psalter vor. Auf sein eigenes Psalmbuch schrieb er: „Stab meines Alters.” Er starb in Folge eines Schlagflusses am Abend vor dem Erscheinungsfest 1547 in seinem 57. Lebensjahr. Seine letzten Worte waren: Ave, domine Jesu! Sei gegrüßt, HErr Jesu!

Koch, Kirchenlied. — Piper, evangel. Kalender 1865. — J. Köstlin, Martin Luther, 2 Bde.

---

3. Johann Peter Goldberg,

geb. zu Hotzenplotz 28. September 1780,
gest. zu Straßburg 15. Januar 1848.

Goldberg war der jüngste Sohn einer begüterten jüdischen Familie zu Hotzenplotz in Oberschlesien und erhielt bei der Beschneidung den Namen Beer. Der Vater hielt den Knaben frühe zum Lernen an, so daß er bald den ganzen 119. Psalm mit seinen 176 Versen hebräisch auswendig lernen mußte. Manche Züge Gottes kamen frühe an sein Herz. Er war gefährlich krank, seine unerwartete Genesung trieb ihn an, ernstlich Gott zu suchen. Beim Baden war er einmal nahe am Ertrinken, sein ältester Bruder Jakob kam eben dazu, springt ins Wasser und rettet seinen Bruder Beer.

Diese Lebensrettung blieb ihm unvergeßlich. Nach des Vaters Wunsch sollte er Rabbiner werden und kam deshalb zu einem berühmten Rabbiner in Mähren. Aber die Bekanntschaft mit den rabbinischen Überlieferungen erregte allmählig einen Widerwillen gegen dieselben und trieb ihn mehr und mehr von diesen löchrichten Brunnen zur lebendigen Quelle des Wortes Gottes. Er las oft bis Mitternacht in den Psalmen und in den Propheten; oft kniete er nieder und betete um das Kommen des Messias. Zu weiterer Ausbildung schickte ihn sein Vater nach Berlin. Dort sagte ein Freund zu ihm: Sei nicht so thöricht und plage dich nicht mit dem talmudischen Zeug. Dies Wort fand Eingang bei ihm und so trat er bei einem Bankier in die Lehre. In dem aufgeklärten Berlin riß der Strom der Aufklärung ihn auch mit sich fort, aber er fühlte sich dabei nicht glücklich. Über einen Verweis, welchen ihm der Prinzipal bei einem Fehler im Geschäft gab, aufgebracht, kündigte er seine Stelle auf und ging nach Hamburg in ein andres Geschäft. Hier erfuhr er die Wahrheit von Jes. 43,2: So du durch das Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht ersäufen, und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden. Er hatte sich eines Tages gerüstet, über die Elbe nach Harburg zu fahren, um für seinen Herrn die Messe zu besuchen. Aber um einige Minuten zu spät kam er an den Landungsplatz und das Schiff war abgegangen. Das war höchst unangenehm für ihn und doch sein Glück. Das Schiff verunglückte, und alle, die an Bord waren, ertranken. Etliche Tage nachher brach im Nachbarhause ein Brand aus. In kurzer Zeit stand auch seine Wohnung in Flammen. Goldberg, um sein Leben zu retten, stürzte sich vom dritten Stock aus dem Fenster heraus. Schon waren Betten auf die Straße gelegt und sein Leben war gerettet. Eine neue Mahnung von dem treuen Gott. Von Hamburg ging sein

Trachten nach Frankfurt a. M. Aber unterwegs mußte er in Düsseldorf Halt machen, weil er erkrankte. Um die Kosten der Krankheit zu bestreiten, verkaufte er alles, was er hatte, auch seine goldene Taschenuhr. In Neuwied lernte er einen gelehrten Mann kennen, welcher ihn als Lehrer für seine Kinder behielt. Einundzwanzig Jahre alt trat er so eine neue Laufbahn an. In Neuwied besteht eine Brüdergemeine. Dieselbe nimmt aber nicht, wie in andern Brüdergemeinen den ganzen Ort ein, sondern sie bildet nur einen Teil der Stadt. In der Neujahrsnacht 1803 ging Goldberg mit mehreren andern Juden aus bloßer Neugierde in den Betsaal der Brüdergemeine und hörte da zum erstenmal von der Geburt, vom Leiden und Sterben und von der Auferstehung Christi. Sein Herz strömte dabei über von Wonne und Seligkeit und er faßte den Vorsatz, öfters dahin zu gehen. Aber der Eindruck verlosch wieder, seine Herzensthüre war noch nicht geöffnet. Es vergingen noch viele Jahre, bis er den Frieden fand, den die Welt nicht geben kann. Von Neuwied aus stand er noch in freundlichem Briefwechsel mit seinem Prinzipal in Hamburg. Mehr als eine Aufforderung erging an ihn, zurückzukehren; die einzige Tochter des reichen Kaufmanns hätte ihm die Hand gereicht. Goldberg aber fühlte keine Neigung zu ihr, er zog die Tochter eines jüdischen Metzgers in Neuwied vor und verheiratete sich 1806 mit Sara, der sittsamen Tochter des Salomon Rubens, welche alles Leid im Ehestand treulich mit ihm trug, aber auch durch ihn zur Quelle der wahren Freude geführt wurde. Aber noch war sein Herz mit Finsternis bedeckt, er schloß sich an eine Gesellschaft von Juden und etlichen Christen an, welche mit einander schlechte Bücher lasen und nach den Grundsätzen dieser Bücher lebten. Ihn selbst hielt die gute Hand Gottes von dem schlechten Leben ab und die gemachten Erfahrungen der Hilfe Gottes hatten wenigstens eine geheime Ehrfurcht vor Gott und

einen Abscheu vor groben Sünden geweckt. Nun aber schickte Gott manches Kreuz ins Haus, dadurch das Herz zerschlagen wurde. Im Jahr 1814 wurde er spät abends gerufen, um bei der Einquartierung russischer Soldaten als Dolmetscher zu dienen. Er kehrte in finstrer Nacht heim, fiel über eine Wagendeichsel und brach das Bein. Nun mußte er viele Wochen das Bett hüten. Im November 1815 starb ihm ein liebliches Töchterlein von vier Jahren an einem plötzlichen Anfall der Bräune. Seine Frau fiel gleich darauf in eine gefährliche Krankheit, die 24 Wochen dauerte. Abgehärmt von Kummer und Nachtwachen hatte er niemand, der ihm Trost zusprach. Mit Verzweiflung ringend rief er einmal in der Nacht aus: Ach HErr, wie so lange! Da richtete ihn Gott durch einen Strahl der Hoffnung auf, daß er ihn bald aus seiner Not erlösen werde. Bei seiner Frau wurde es von dieser Nacht an besser. Nun gelobte er dem HErrn, sein heiliges Wort wieder zu lesen und sich seiner Leitung zu unterwerfen. Von da an wirkte ein anderer Geist in ihm. Die schädlichen Bücher legte er bei Seite und las die heil. Schrift mit neuer Ehrfurcht und Aufmerksamkeit. Auch lebte die Sehnsucht nach dem verheißenen Erlöser in ihm auf.

Es nahte die Zeit, da er das Heil in Jesu Christo fand. Im August 1817 ließ ihn ein gelehrter Jude zu sich kommen und erzählte ihm im Tone der Warnung, es sei ein Herr bei ihm gewesen, welcher die auffallende Frage an ihn gerichtet, ob nicht einige Juden hier geneigt wären, das Neue Testament in hebräischer Sprache zu lesen. Er habe ihn aber ernstlich abgefertigt. Es sei nötig, sich vor diesem Herrn zu hüten. Diese ganze Erzählung that bei Goldberg die entgegengesetzte Wirkung. In ihm entstand ein großes Verlangen, diesen Herrn kennen zu lernen. Derselbe war ein allgemein geachteter Kaufmann, Namens Keetmann. Er suchte einen Anlaß und ging zu ihm, wurde freundlich aufgenommen und

erhielt von ihm ein Neues Testament in hebräischer Sprache, sowie eine Schrift über das göttliche Ansehen des Neuen Testaments. Goldberg las aufmerksam. Ein großer Kampf entstand in seinem Innern, doch die Wahrheit siegte. Er entschloß sich, seine Eindrücke schriftlich Herrn Keetmann mitzuteilen und so war das Eis gebrochen. Von nun an besuchte er öfters den Kaufmann Keetmann und wurde bei ihm auch mit einigen Predigern der Brüdergemeine bekannt. Nun aber kam Goldberg zuerst nur zu einer Verstandesüberzeugung, daß Jesus der verheißene Messias sei und es brauchte noch einige Zeit, bis es zu einer Herzensänderung kam. Keetmann bezeugte ihm öfters, er sei noch weit entfernt von einem wahren lebendigen Glauben, er wolle für ihn beten, daß der hl. Geist den pharisäischen Geist nach und nach vertreibe und ihm sein Sündenelend aufdecke. Endlich kam es zu einer Unruhe im Herzen, er lernte sich als Sünder erkennen und ging lange traurig und mit zerknirschtem Herzen umher. Es erwachte das Verlangen nach Vergebung seiner Sünden und nach der Taufe. Weil es sich nun aber auch um sein künftiges Auskommen handelte, so hielt Keetmann und seine Freunde es für gut, daß Goldberg in aller Stille über seine Kenntnisse als Lehrer und über seine christliche Erkenntnis von dem würdigen Consistorialrat Krafft in Cöln geprüft werden sollte. Goldberg reiste den Rhein hinab, zuerst auf einem Floß, dann auf einem kleinen Schiff, kam aber dabei in Lebensgefahr. Das Schiff sank und ganz durchnäßt wurde Goldberg ans Land gerettet. Zuletzt nahm ihn ein Fuhrwerk mit nach Cöln; allein ehe er die Stadt erreichte, brach eine Achse. In trüber Stimmung betrat er die alte Stadt am Rhein und ging in ein Gasthaus. Zwei Tage hielt er sich in seinem einsamen Zimmer auf und aß und trank nicht, er fragte sich: Sind deine Unfälle nicht Mahnungen Gottes, von deinem Vorhaben abzustehen? Frevle nicht gegen Gott! Jetzt bist du am Scheide-

weg. Da schrie er aus der Tiefe zu Gott und Gott sandte sein Licht aus seinem Heiligtum. Freudig stand er auf, aß und trank und ging zu Consistorialrat Krafft. Dieser nahm ihn in Liebe auf, richtete verschiedene Fragen an ihn und unterhielt sich über deutsche Sprache, Geschichte, Geographie, Mathematik und über Gottes Wort. Goldberg wartete immer, wenn doch die Prüfung beginnen würde. Krafft aber sagte ganz unerwartet: die Prüfung ist vorüber und Sie haben sie zu meiner vollkommenen Zufriedenheit bestanden. Diese Zartheit war für den schon vorher vom HErrn geprüften Goldberg sehr wohlthuend.

Nun aber fand es der himmlische Schmelzer für gut, ihn noch einmal in den Leidenstigel zu werfen. Bald nach der Rückkehr von Köln fiel Goldberg in ein hitziges Nervenfieber und glaubte sein Ende nahe. Sein Lager war meist von teilnehmenden Juden umstellt. In der Fieberhitze rief er wiederholt Jesum an und verriet so vor denselben seinen Glauben an Jesus. Für Goldberg selbst aber war die Krankheit ein Mittel in der Hand des HErrn, mit dem Zustand seines Herzens besser bekannt zu werden und ihn recht zum Kreuze Christi hinzutreiben. Und so faßte er den Entschluß, es zu wagen, alles um des HErrn willen hinzuopfern. Er kündigte seine Stelle auf und erklärte den Seinigen, er gehe nun fort, um ein Christ und christlicher Lehrer zu werden, hoffe aber, der HErr werde ihn nach etlicher Zeit ewig mit den lieben Seinigen vereinen. Im Sommer 1819 reiste er nach Basel, wurde dort von Spittler und Missionsinspektor Blumhardt freundlich aufgenommen, konnte aber doch in Basel die hl. Taufe nicht erlangen, da die Obrigkeit Schwierigkeiten machte. Er zog also weiter und kam nach Stuttgart. Die christlichen Freunde, an die er empfohlen war, wiesen ihm ein stilles Haus an und bekümmerten sich scheinbar wenig um ihn, beobachteten ihn aber doch sorgfältig. Als er einmal bei einem

Spaziergang vor das Thor hinaus ging, gefiel ihm die Gegend so wohl, daß er immer weiter gegen Eßlingen wanderte. Da gesellte sich unterwegs ein Herr zu ihm und fragte unter andrem, wie es ihm in Württemberg gefalle. Sehr wohl, sagte Goldberg, das sei doch ein glückliches Land, dessen König das Gute befördere. Derselbe habe neulich, wie er gehört, der Bibelgesellschaft eine Druckerpresse geschenkt. Der Segen Gottes ruhe gewiß auf einem solchen Fürsten. Als die beiden Wandrer nicht mehr weit von Eßlingen waren, trennte sich der Herr von Goldberg und trat in den Park des Schlosses Weil ein. Goldberg fragte einen Diener, der gerade aus dem Park herauskam, wer wohl der Herr sei, der eben hineingegangen. Wie erstaunte er, als er die Antwort erhielt: Seine Majestät, der König. — In Eßlingen erkundigte er sich nach einem frommen Geistlichen und wurde zu dem Stadtpfarrer Köstlin gewiesen. Dieser wies ihn an seinen frommen und gelehrten Schwiegersohn Herwig, zuerst Helfer, seit 1820 Dekan in Eßlingen. Dieser war nicht abgeneigt, das Verlangen Goldbergs zu erfüllen und ihn auf die Taufe vorzubereiten. Im Oktober erteilte das Consistorium die Erlaubnis dazu und im November traf die Gattin und die Kinder Goldbergs von Neuwied her in Eßlingen ein, da auch sie indessen verlangend geworden, Christum zu bekennen und sich taufen zu lassen. Am 20. Mai 1820, am Trinitatisfest empfing die ganze Familie, Vater, Mutter und vier Töchter die hl. Taufe in der Hauptkirche der Stadt Eßlingen. Beer Goldberg erhielt die Namen: Johannes Petrus. Es war ein Festtag für ganz Eßlingen und da gerade in demselben Monat der Hahn auf dem Thurm neu vergoldet wurde, was alle 100 Jahr geschieht, so wurde eine Beschreibung der Taufe von Dekan Herwig in denselben eingelegt.

Im Jahre 1821 trat Goldberg in die Dienste der Londoner Missionsgesellschaft zur Verbreitung des Christentums

unter Israel. Er wurde nach Dresden gesandt, wo ihm eine dreifache Thätigkeit übertragen wurde, nämlich der Unterricht an einer Anstalt zur Erziehung jüdischer Kinder, sodann der Unterricht erwachsener Juden, welche die Taufe begehrten, und endlich die eigentliche Missionsarbeit unter den Juden. Dazu hatte er viel Glaubensmut und Ausdauer. Alljährlich besuchte er die beiden Hauptmessen in Leipzig und verkündigte vielen morgenländischen und polnischen Juden, sowie Moldauern, Galiziern und deutschen Juden das Evangelium. Dabei machte er sehr verschiedene Erfahrungen. Manche hörten ihm aufmerksam zu und freuten sich, wenn sie ein andermal wieder mit ihm zusammentrafen. Andre verfluchten ihn, spieen vor ihm aus und wiesen oder stießen ihn aus dem Zimmer hinaus. Aber nicht bloß für Israel wurde Goldberg ein Segen, sondern auch viele Christen wurden durch ihn angeregt oder aufgeweckt. In Leipzig und Dresden, wie auch in Baiern wurden manche junge Theologen durch ihn tiefer in Gottes Wort eingeführt und zur Thätigkeit im Reich Gottes angeleitet; unter diesen Theologen war namentlich der Student Franz Delitzsch, jetzt Professor in Leipzig, Herausgeber der Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel: „Saat auf Hoffnung.“ Auch nach Böhmen erstreckte er seine Thätigkeit, obwohl er dort manche Gefahr durchzumachen hatte. Er suchte in den Städten und Badeorten die Juden auf, ging aber ebenso zu den Juden in den geringsten Wohnungen auf den Dörfern, wo er oft auf Stroh lag. Einmal fuhr er durch einen Wald. Sein Fuhrmann erzählte ihm viel davon, wie unsicher dieser Wald sei und welche Mordthaten und Räubereien schon in demselben geschehen seien. Der Fuhrmann selbst sah verdächtig aus. Goldberg aber sagte zu ihm: Ich fürchte mich nicht, denn ich bin in Besitz einer Waffe, die gegen Zehntausend Stich hält, die scharf und gewaltig ist. — Zeigen Sie mir dieselbe, sagte der Kutscher. O nein, erwiderte Goldberg.

An einer elenden Hütte am Wege hielt der Fuhrmann und ging in dieselbe. Schreckenerregende Bursche kamen heraus, sahen den kleinen reisenden Mann an und zogen sich auf einen Wink des Kutschers wieder zurück. Goldberg gelangte glücklich an den nächsten Ort. Dort fragte der Kutscher nochmals nach der sonderbaren Waffe. Goldberg zog seine Bibel aus der Tasche und las aus Psalm 91 demselben vor: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem HErrn: meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. — Ob Tausend fallen zu deiner Seite und Zehntausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen. Nicht ohne Bewegung vernahm der Fuhrmann diese Worte und verließ gerührt den Reisenden, als einen, wie er noch keinen bedient hatte. — Von Böhmen aus machte Goldberg 1829 mit seiner Gattin einen Besuch in seiner Heimat Hotzenplotz in Schlesien. Es war ein freudiges Wiedersehen seiner Brüder, Verwandten und Freunde. Doch ging es nicht ohne harte Vorwürfe ab. Einer seiner Brüder sagte: Was hast du angefangen? Klagt dich dein Gewissen nicht an, daß du dich an Gott so grob versündiget? Goldberg gab in aller Liebe und mit eindringendem Ernst Verantwortung von seinem Glauben und seiner Hoffnung. Da er sich aber nach einigen Tagen krank fühlte, zog er sich in die nahe Brüdergemeine Gnadenberg zurück, wo er sich wieder erholte. — Sechzehn Jahre wohnte die Familie Goldberg in Dresden. Seine bescheidene Wohnung und sein einfacher Tisch waren allezeit offen, um Brüder zu beherbergen. So wurde sein Haus nach und nach ein Mittelpunkt für das Reich Gottes in Dresden. Schweizer und Süddeutsche, Norddeutsche und Dänen kehrten bei ihm ein, sonderlich viele reisende junge Theologen. Im Jahr 1828 hatte er die Freude, daß sich seine zweitjüngste Tochter mit dem Schullehrer Funke in Dresden verheiratete. Aber schon

nach drei Jahren am Christfest 1831 wurde der fromme Schwiegersohn heimgerufen. Da er selbst mit den zunehmenden Jahren seinem Berufe nicht mehr in bisheriger Weise nachkommen konnte und im Jahr 1837 sogar für einige Zeit erblindete, so zog er 1838 nach Straßburg, wo sein Tochtermann J. Aug. Hausmeister auch als Missionar unter Israel arbeitete. Konnte Goldberg nicht mehr allein stehen wie bisher, so konnte er doch neben einem andern Arbeiter durch Unterrichterteilen noch wirken. Zweimal machte er von Straßburg aus noch eine Reise nach Basel, wo er viele liebe Freunde hatte. Bei seiner zweiten Reise 1844 erhielt er dort die Trauerkunde, daß sein Tochtermann Pfarrer Börling, in Bellowesch in Rußland gestorben sei. Seine Witwe kehrte nach Straßburg zurück und fand zur Freude Goldbergs eine passende Stelle als Waisenmutter.

Im September 1847 wurde er auf seine wiederholte Bitte von der Missionsgesellschaft in London in den Ruhestand versetzt. Ehe er zu einem Entschluß kam, ob er in Straßburg bleiben oder nach Dresden zurückkehren solle, erkrankte er am 7. Januar 1848 an der Grippe, aus welcher nach etlichen Tagen eine Brustentzündung wurde. Am 14. Januar sagte er des Morgens zu seinem Arzte: Sie können mir von dieser Brustentzündung nicht helfen, das spüre ich; aber ich freue mich ausgespannt zu werden. In der folgenden Nacht stellten sich Beengungen ein. Sein Tochtermann las ihm noch Hillers Lied: Wie Simeon verschieden, das liegt mir oft im Sinn, ich führe gern im Frieden aus diesem Leben hin. Eine halbe Stunde nach Mitternacht entschlief der müde Pilger im 68. Lebensjahr.

Züge aus dem Leben und Wirken des J. Peter Goldberg, von J. Aug. Hausmeister. Basel 1848.

---

4. Johannes Mathesius,

geb. zu Rochlitz bei Leipzig am 24. Juni 1504,
gest. zu Joachimsthal am 8. Oktober 1565.

Joachimsthal, die böhmische Bergstadt im Erzgebirge, nahe an der sächsischen Grenze ist nicht bloß bekannt durch die Thaler, welche dort geprägt wurden, sondern es hat auch einen guten Klang durch zwei Männer, welche dort zur Zeit der Reformation in lieblicher Eintracht wirkten und evangelische Lehre und Leben in eine schöne Blüte brachten. Diese Männer waren der Prediger Johannes Mathesius und sein Cantor Nikolaus Hermann. Der Ort war 1516 von dem Grafen Stephan v. Schlick gegründet worden, der dort einen Schacht anlegte und dann den Schacht, so wie den Ort nach St. Joachim, dem Vater der Maria, Joachimsthal nannte. Aus dem anfänglichen Flecken erblüte bald eine ansehnliche Stadt und da die Bergleute aus Böhmen evangelisch gesinnt waren, so erstand in der Stadt 1537 eine evangelische Kirche. An dieser Kirche war Mathesius zuerst als Diakonus und dann als Pastor angestellt.

Sein Vater Wolfgang Mathesius war ein ehrbarer Ratsherr in Rochlitz. Er wollte seinen Sohn zuerst zum Bergmann erziehen und brachte ihn deshalb schon in seinem zehnten Jahr auf ein Bergwerk, genannt zum Vogelsang. Weil er aber so gute Gaben zeigte, schickte er ihn in die Schule nach Mittweyda, daß er studieren könnte. Der Vater starb schon 1521 und so zog der 17jährige Jüngling als wandernder Schüler auf das Gymnasium zu Nürnberg und später auf die Universität Ingolstadt. Er mußte aber Armuts halber von dort wieder fort, was sein Glück war, und ging nun nach München, wo ihn eine adelige, fromme Witwe Sabina Averina geb. Stettner kennen lernte und ihn als Informator ihrer Kinder in ihr nahe gelegenes Schloß mit sich

nahm. Hier bekam er 1526 als 22jähriger Jüngling Luthers Schrift „von den guten Werken" und später noch andere in die Hände, woraus er nach seinem eigenen Bekenntnis den Anfang des Christentums erstlich lernte. Von dieser Zeit an fühlte er den Wunsch in sich, nach Wittenberg zu ziehen und Luther persönlich kennen zu lernen. Er kam dort Freitag nach Pfingsten 1529 an und hörte Luther am Trinitatisfest vom Wesen und Kraft der hl. Taufe predigen, „dafür ich — wie er später rühmte — unsrem Gott die Tage meiner Pilgrimschaft hie und in alle Ewigkeit zu danken habe." Außer Luther hörte er nun in Wittenberg auch die andern Gottesmänner, wie Melanchthon, Jonas, Bugenhagen und wurde ganz für die evangelische Lehre gewonnen. Als er aber 1531 durch den Grafen v. Schlick einen Ruf als Schulmeister oder Rektor des Gymnasiums in Joachimsthal erhielt, so zog er von Wittenberg weiter nach Altenburg und ging dort bei Andreas Misenus in die Lehre, um sich auf den Lehrerberuf vorzubereiten.

Zu Anfang des Jahres 1532 trat er sein Schulamt in Joachimsthal an und führte da den Katechismus Luthers in der Schule ein. In seiner Schule hatte er den Spruch in lateinischer Sprache angeschrieben: Wer da lehret, regieret, dienet, — der lehre, regiere und diene also, als stände Gott, dem er am jüngsten Tage von seinem Amt wird Rechenschaft geben müssen, gegenwärtig da und sehe ihm zu." Sein Schulhalten war gesegnet, daher er auch das Zutrauen und die Liebe von Schülern und Eltern in besondrem Maße genießen durfte. Als er einmal auf einige Tage nach Wittenberg verreiste, wurde er nach seiner Rückkehr von den Schülern mit Händedrücken empfangen, wie wenn ein lieber Vater von einer Reise heimkommt.

Nachdem er sein Amt acht Jahre redlich geführt hatte, zog ihn 1540 die Sehnsucht nach Luthers Unterricht nach

Wittenberg. Er legte sein Amt nieder und wurde selbst wieder Schüler. Auf Dr. Jonas Empfehlung, der ihn manchmal in Joachimsthal besucht hatte, kam er jetzt mit andern Studierenden unentgeltlich an Luthers Tisch. Luther gewann ihn herzlich lieb und musizierte öfters mit ihm, namentlich hielt er ihn treulich zum Predigen an, das anfangs nicht recht bei ihm gehen wollte. Als er einmal bei den Predigtübungen, die Luther anstellte, stecken blieb und aus Furcht dreimal von der Kanzel herunterging, trieb ihn Luther immer wieder zurück, bis er sich endlich ermannte und eine „herrliche stattliche Predigt" that.

Im Jahr 1541 wurde Mathesius vom Grafen v. Schlick zum Diakonus nach Joachimsthal berufen und auf Luthers Zureden folgte er dem Rufe und führte nun das Predigtamt mit gleicher Treue in der Gemeinde, wie früher das Lehramt. Zwei Jahre darauf 1543 verheiratete er sich mit Sibylla, der Tochter des Huttenreutters Richter, mit welcher er einen glücklichen, aber nur zwölf Jahre dauernden Ehestand führte. Sie starb schon 1555. — Im Jahre 1545 rückte er in die Pfarrstelle ein und blieb 20 Jahre lang bis an seinen Tod Pfarrer von Joachimsthal. In der Gemeinde, die aus viel Gesindel von allen Weltgegenden zusammengesetzt war, führte er eine treffliche Kirchenordnung ein. Ganz besonders verstand er es, seine Predigten in der Sprache seiner Bergleute zu halten, wie er einmal sagte: „Ein geistlicher Bergmann bin und bleibe ich, ob Gott will, so lange ich lebe, und diene dem obersten Bauherrn Jesu Christo, haue Erz, richte, schmelze und treibe in Gottes Bergwerk und Hütte, damit ich meinem Herrn Christo an jenem Tage viel schöne Blicke von meinem Brandsilber in seinen ewigen Zehnten sequestrieren und antworten möge." Für seine Bergleute gab er eigene Predigten heraus mit dem Titel: Sarepta oder Bergpostille, dieweil Sarepta oder Zarpath, d. h. Schmelzhütte, die alte Bergstadt

im Stamme Asser war. — Auch fing er an, liebliche Lieder zu dichten, wie er denn seinem alten Lehrmeister Luther noch eine große Freude machte, als er ihm bei seinem letzten Besuch in Wittenberg 1545 das Papstlied überbrachte: Nun treiben wir den Papst hinaus aus Christi Kirch und Gotteshaus.

Einen treuen Gehilfen und Freund hatte Mathesius an Nikolaus Hermann, dem vieljährigen Schulmeister und Cantor von Joachimsthal. Über den Geist, in dem dieser Mann sein Lehramt führte, ist ihm das schöne Zeugnis ausgestellt worden: Erstens — er ist den Kindern ein Kind gewesen und geblieben um Christi willen, welcher das A und das O in seiner Schule war. Zweitens — er hat ein großes Ziel in seiner Schule vor Augen gehabt, nämlich seinen Kindern den Fels zu zeigen, an welchem die Kleinen und Großen ihren Anker anlegen und sicher in Sturm und Wetter wohnen können. Drittens — er hat gemeint, ein betendes Volk sei das beste auf Erden und der Schulmeister der beste, der dem Apostel Paulus an die Seite treten könne, da er schreibt: Wir aber haben Christi Sinn. In den letzten vierzehn Jahren seines Lebens bekleidete er nur noch sein Cantor-Amt, da er wegen Podagra sein Schulamt nicht mehr länger versehen konnte. In dieser Zeit besonders, aber auch schon früher dichtete er viele schöne Lieder. Sie sind unmittelbar aus dem Volksleben heraus entsprossen und von ihm als ächten Volksmann für alle möglichen Tagsgeschäfte, sowie für allerlei Lebensalter und Stände, für Kinder und Wandersleute, Bergleute, Kranke und Sterbende gedichtet. Ihr Vorzug ist ein körniger, frischer Volkston und eine kindliche Herzinnigkeit. Am bekanntesten unter seinen Liedern ist:

Wenn mein Stündlein vorhanden ist
Und soll hinfahren mein Straße,
So gleit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hilf mich nicht verlasse,

Mein Seel an meinem letzten End
Befehl ich dir in deine Händ,
Du wolltst sie mir bewahren!

Dies Lied nennt Dr. Schleupner, welcher 1619 eine Erklärung des Liedes in zehn Predigten herausgab, — die fröhliche Heerpauke des hl. Geistes, unter deren Klange so viele Christen ganz getrost gestorben sind. Mit welcher Liebe Nik. Hermann an Mathesius hing, ist daran zu sehen, daß er den Text zu vielen seiner Lieder aus den Predigten des Mathesius nahm. Wenn er eine schöne Predigt von Mathesius gehört hatte, machte er sich geschwind daran und brachte sie in ein Lied. Da er aber auch ein guter Musiker war, so setzte er auch manches seiner Lieder in Musik. Der treue Freund starb vier Jahre vor Mathesius als hochbetagter Greis am 3. Mai 1561.

Kehren wir zu Mathesius zurück, so hat sich derselbe nicht bloß um seine Bergleute in Joachimsthal verdient gemacht, sondern sich auch den Dank der ganzen Nachwelt erworben durch ein Werk, das er kurz vor seinem Tode vollendete; das sind seine 17 Predigten über Luthers Leben, die er am 5. Okt 1565 unter dem Titel: „Historien von Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben," der Universität Wittenberg mit einer Widmung zum Druck übersandte. Es ist von unschätzbarem Wert, daß uns von einem Zeitgenossen Luthers und dazu von einem ihm so nahestehenden der ganze Lebensgang Luthers und zugleich so viele Worte, die er geredet, aufbewahrt worden sind.

Dem unermüdet thätigen Manne hat es bei seiner Arbeit auch nicht an Trübsal gefehlt. Das Jahr nach seiner Verheiratung brach der schmalkaldische Krieg aus und weil er wider diesen Krieg gepredigt hatte, so wurde er 1547 vor den König Ferdinand nach Prag zur Rechenschaft gefordert. Der HErr half ihm aber aus solcher Bedrängnis gnädiglich,

also daß er freigesprochen wurde. Daß seine treue Ehegattin frühe starb, haben wir schon gehört. Sie hatte ihn oft in der Anfechtung getröstet und namentlich einmal zu ihm gesprochen: „Sei getrost, lieber Hauswirt, ich will über Berg und Thal mit euch, man wird uns unsers HErrn Gottes Land wohl nicht können verbieten. Schlaget alle Traurigkeit von eurem Herzen." Nach ihrem Tode machte ihm die Erziehung seiner sieben Kinder in damaliger harter Zeit viele Sorgen. Da dichtete er sich und seinen Kindlein zum Trost das Wiegenlied:

Nun schlaf, mein liebes Kindelein,
Und thu dein Äuglein zu;
Denn Gott, der will dein Vater sein,
Drum schlaf mit guter Ruh!
Er send dir auch sein' Engelein
Zu Hütern Tag und Nacht,
Daß sie bei deiner Wiege sein
Und halten gute Wacht!

Mathesius war auch viel mit innern Anfechtungen geplagt. Namentlich am Abend seines Lebens 1564 machten ihm diese viel zu schaffen; er kam in solche Angst und Verzweiflung hinein, daß er meinte, die Barmherzigkeit Gottes habe für ihn ein Ende und das teure Blut Christi gelte für ihn nicht mehr. In dieser Zeit konnte er nicht ausgehen und nicht predigen, das Gesicht verging ihm und er ließ die Fenster seiner Studierstube mit dicken Teppichen verhängen. Wenn ihm christliche Freunde Trost zusprachen und ihm aus seinen eigenen Trostschriften vorlasen, sagte er: „Ich weiß es wohl, aber es will nicht ans Herz." Endlich nach mehreren Wochen der größten Angst erlöste ihn der HErr auf sein Gebet von dieser Anfechtung. Dies geschah am Gregoriusfest, da die Schüler Umzüge in der Stadt machten und Lieder sangen. Als sie auch vor das Haus ihres Pfarrers kamen und das Gratia Dei sangen, sprang er vor Freuden aus dem Bett

und dankte Gott von Herzen. Von diesem Tage wurde es besser mit ihm und er konnte wieder predigen. Das Jahr darauf rührte ihn der Schlag auf der Kanzel am 8. Oktober 1565, da er eben über den Jüngling zu Nain gepredigt hatte. Indem er sich anschickte, von der Kanzel herabzusteigen, entfiel das Buch seinen Händen. Zwei Bergleute sprangen ihm zu Hilfe und geleiteten ihn in die Sakristei. Die linke Hand war schon unbrauchbar geworden und er fühlte das Herannahen seines Endes. Als man ihm sagte, er werde gleich auf einem Sessel nach Hause getragen werden, antwortete er: „Nein, nicht heim, sondern gar heim!" So trugen sie nun den sterbenden Pfarrherrn nach Hause, unterwegs sagte er: Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, o Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. Daheim wendete man noch allerlei Mittel an, sein Leben zu erhalten, aber umsonst. Nach drei Stunden fing er an sich zu entfärben und schlief sanft ein, daß man es kaum merkte. Sein letztes Lied, das er gedichtet, war eine Bitte um ein baldiges seliges Ende: „Errett uns, lieber Herre Gott, von Sünde, Teufel und ewigem Tod." Auf seinem Grabdenkmal in der Spitalkirche fand ein Vers seine Stelle, den er sich in lateinischer Sprache gemacht; zu deutsch:

Sicher liege ich hier, der argen Welt bin ich müde;
Habe gelernt und gelehrt, Christe, die Wundenmal dein.

Über Joachimsthal ergingen im 30jährigen Krieg harte Drangsale. Beim Regierungsantritt Ferdinands II. 1626 kam der Befehl, die Stadt müsse katholisch werden, und 1628 wurde dieser Befehl noch verschärft; da verweigerte die ganze Bürgerschaft, den Glauben zu ändern. Und als trotz aller Plackereien, die ihnen nun widerfuhren, die Bürgerschaft nicht zum Abfall zu bewegen war, wurden sie endlich, nachdem die

Reicheren schon vorher geflohen und ausgewandert waren, im Jahre 1650 durch Soldatengewalt aus der Stadt gejagt. Seither ist Joachimsthal katholisch.

Koch, Kirchenlied. — Evangel. Volksbibliothek II. Bd: Joh. Mathesius von Ledderhose.

5. Heinrich Möwes,

geb. in Magdeburg 25. Februar 1793,
gest. in Altenhausen 14. Oktober 1834.

Er hatte eine schwere Jugend. Sein Vater starb frühe. Als sich die Mutter wieder verheiratete, nahm sich ein Oheim des verlassenen Knaben an und ließ ihn die Domschule in Magdeburg besuchen. Er wollte Theologie studieren; da aber die Unterstützung seines Verwandten gering war, so ging er damit um, von der Theologie abzustehen und Soldat zu werden. Er hatte etwas Trotziges und Wildes in seiner Natur. Doch blieb er bei der Theologie und bezog mit einem Freunde Carl Blum die Universität Göttingen 1812. Hier trieb er die Theologie als tote Wissenschaft, ohne irgend christliche Eindrücke zu empfangen. Als aber 1815 die Nachricht kam, Napoleon habe Elba verlassen und sei nach Frankreich zurückgekehrt, da trieb es ihn mit seinem Freund aus Göttingen fort an den Rhein. Sie wurden beide in ein westphälisches Jägerkorps aufgenommen und nach sechs Wochen kämpften sie in der Schlacht bei Ligny. Von dieser Zeit bekannte er später selbst, daß er noch fern vom HErrn gewesen, er habe vor der Schlacht nicht gebetet, sei auch vom Abendmahl, das sein Freund empfing, weggeblieben. In der Schlacht hielten sich beide Freunde zusammen. Neben einer Hecke stehend und auf den Feind feuernd, bemerkten sie nicht, daß der Befehl zum Rückzug gegeben worden. Da sinkt der Freund neben

Möwes nieder mit dem Ausruf: „hilf mir, ich bin verwundet, verlaß mich nicht!" Möwes trägt den Verwundeten mit drei Kameraden, eine Strecke weit; aber bald verließen ihn diese, da der Feind näher rückte. So ist Möwes mit seinem Freunde allein. Da trifft wieder eine Kugel den Freund, und er ruft: „Möwes, rette dich, ich bin verloren." Noch einen Scheideblick und die Freunde trennen sich, wie sie meinen, für immer. Sie hatten aber die Freude, einander nach dem Frieden wieder zu finden.

Möwes kam mit seinem Corps vor Paris, wo er sich durch seine Tapferkeit auszeichnete und darauf das eiserne Kreuz bekam. Auf dem Rückmarsch fand er seinen Freund in guter Pflege in einem Privathause. Er blieb nun bei ihm, bis sein Freund von den Wunden so weit hergestellt war, daß er mit ihm nach Hause reisen konnte. Möwes bezog hierauf die Universität Halle, um die Theologie weiter zu studieren. Aber der dort herrschende Rationalismus brachte ihn dem Christentum nicht näher, er empfing eben so wenig tiefere Eindrücke als früher in Göttingen.

Nach der Universität wurde er zuerst Lehrer an der Domschule in Magdeburg. Hier wurde ihm das Haus seines Freundes eine Heimat, wo er sich gerne aufhielt und bald an der Schwester seines Freundes eine treue Lebensgefährtin fand. In seinem 25. Lebensjahr wurde er 1818 von dem Grafen v. Schulenburg-Angern zum Pfarrer in Angern und Wendorf berufen. Hier begann er sein Amt mit großem Eifer. Aber seine Thätigkeit erstreckte sich mehr auf äußerliche Dinge; er verbesserte die Schule und steuerte den Unordnungen in der Gemeinde. Indessen fühlte er bald das Ungenügende seines Wirkens, es regte sich in ihm das Bedürfnis, tiefer in die hl. Schrift einzudringen. Die großen Erfahrungen seines Lebens, die Beschäftigung seines Berufes, die Erkenntnis, daß man selbst den Weg zur Seligkeit kennen müsse, wenn man

andern den Weg zeigen will, — dies alles trieb ihn in die Schrift. Er fing an vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Schrift zu forschen und ebenso fleißig zu beten. So kam er nicht durch plötzliche Umkehr, sondern durch allmählige Umwandlung zum lebendigen Glauben an Jesum. Auch war er nicht durch menschliche Werkzeuge zum Glauben geführt worden, sondern der HErr selbst hatte ihn geführt, wie er bekennt: „Ihm verdanke ich alles unmittelbar.“ Späterhin trugen zu seiner weitern Entwicklung die Schriften von Dräseke, Menken und Fried. v. Meyer bei. Da er nun den HErrn gefunden, zeugte er auch von dem HErrn mit tapferem Mut; Christus der Gekreuzigte wurde jetzt in seinen Predigten der Mittelpunkt, um den sich alles bewegte. Er wußte in seiner Gemeinde mit besondrem Geschick die Seelen zum Glauben zu erwecken und die Bußfertigen freundlich aufzurichten. In den ersten Jahren seines Glaubenslebens fehlte es ihm fast ganz an christlicher Gemeinschaft, er war nur auf sich selbst angewiesen, wurde von wenigen verstanden und hatte viel von den bittern Urteilen der Welt zu leiden. Nach und nach trat er mit vielen christlichen Freunden und Familien in Verbindung. Dadurch verlor sich bei ihm manche Einseitigkeit und Eigentümlichkeit, die in seiner früheren Abgeschlossenheit ihren Grund hatte.

Nach vierjähriger Wirksamkeit auf seiner ersten Stelle wurde Möwes durch den Grafen von der Schulenburg Altenhausen auf die Pfarrei Altenhausen und Ivenrode berufen 1822. Auch hier arbeitete er mit freudigem Eifer an seiner Gemeinde und durfte sich eines reichen Segens erfreuen. Aber mit dem Jahre 1828 begann für ihn die Leidensschule. Schon im Frühjahr war es für ihn eine schmerzliche Prüfung, daß er seinen treuen Freund und Schwager Carl durch den Tod verlor. Im Spätjahr begannen bei ihm Brustschmerzen, die je länger je heftiger wurden. Er zwang sich noch bis über das Christfest.

Aber vom Neujahr trat eine Erschlaffung ein, wozu häufige Blutungen aus der Lunge kamen. Er selbst glaubte sein Ende nahe, wie er dies in seinem Liede: „Scheidewort" am 26. Februar 1829 aussprach. Aber im Frühjahr besserte sich sein Zustand wieder und er konnte am Himmelfahrtsfest wieder die Kanzel betreten. Doch die Besserung war nicht nachhaltig. Er mußte im folgenden Jahr, so schwer es ihn ankam, um seinen Abschied aus dem Predigtamt nachsuchen. Im Juni 1830 übergab er das Amt seinem Nachfolger, indem er in der Kirche zu demselben sprach: „Weide deine und meine Herde!" Er verließ nach achtjähriger Arbeit sein liebes Altenhausen und zog mit seiner Familie nach Magdeburg. Hier war er mit seiner schwachen Kraft noch auf mancherlei Weise thätig, namentlich bei dem dortigen Missionsverein. Auch gebrauchte er seit seiner Leidenszeit seine Dichtergabe zu manchem geistlichen Liede. So stammt aus besonders schwerer Zeit, Oktober 1831 das Lied:

Der Himmel hängt voll Wolken schwer,
Ich seh das blaue Zelt kaum mehr;
Doch über Wolken, — hell und klar,
Nehm ich ein freundlich Auge wahr.

Im Mai 1832 schrieb er in das Denkbuch eines Freundes:

Ob nah, ob fern — Wir sind doch Eins im HErrn!
Ob dort, ob hier — Es führt uns Ein Panier!
Ob hier, ob dort — Uns nährt Ein Lebenswort!
Wohin wir ziehn — Wir suchen doch nur Ihn!
Und ziehn wir aus — Wir treffen uns in Einem Vaterhaus!

In diese Zeit fällt auch „der Pfarrer von Andouse," eine Erzählung aus der Zeit der Hugenotten-Verfolgung.

Im Juli 1832 zog er mit seiner Familie wieder zurück nach Altenhausen. Nachdem er im April 1833 einen heftigen Anfall seines Brust- und Unterleibsleidens überstanden, besserte es sich während des Sommers wieder, so daß er sogar drei

Sonntage nach einander predigen konnte. Und da auch der Herbst ihn noch wacker fand, so that er ernstlich Schritte, um wieder ein Pfarramt zu erhalten. Wirklich wurde ihm auch nach Weihnachten durch seinen teuren Patron die Kön. Entscheidung gebracht, daß er demnächst wieder angestellt werden sollte. Am 5. April schrieb er: Es ist möglich, daß ich nach Berlin versetzt werde; ich war bereit nach Weferlingen zu gehen und ich bin bereit, dem Ruf nach Berlin zu folgen. Aber es kam anders. Mit dem Frühjahr stellten sich neue und noch viel heftigere Schmerzen als bisher ein und es begann nun sein letztes Krankenlager, das bis in den Herbst währte. Er blieb aber auch jetzt still und sagte oft: Aus sechs Trübsalen habe ich dich errettet und in der siebenten wird dich kein Übel rühren, spricht der HErr. In dieser Zeit dichtete er: „Aufblick aus der Feuerprobe.“ Er schließt mit dem Verse:

Wann kommst du, Engel mit dem Freiheitsbriefe,
Der mir die Kette von dem Fuße streift?
Und stellte sich der HErr, als ob er schliefe,
Er wacht, er wacht und seine Stunde reift.
Je stiller Warten — desto schneller
Zieht er heran in Licht und Macht;
Und nimmer strahlt der frische Morgen heller,
Als nach gewitterschwarzer Nacht.

Wenige Tage vor seinem Ende kam noch die Nachricht daß Möwes doch Superintendent in Weferlingen geworden, da der zuvor ernannte Geistliche zurückgetreten war. In den letzten schweren Tagen erquickte er sich besonders am ersten Brief Petri. Sein Ende rückte immer näher. Den Tag vor seinem Tode seufzte er: „Lieber, lieber HErr, so komm doch, komm doch! willst du denn nicht kommen?“ In der Nacht sangen ihm die Seinigen noch das Lied: Christus, der ist mein Leben, das er so liebte. Seine Gattin las ihm darauf

das Lied: Es ist noch eine Ruh vorhanden. Morgens halb vier Uhr, den 14. Oktober hatte er ausgelitten. Seine Leidenszeit hatte 6 Jahre gedauert, sein ganzer Pilgerlauf 41 Jahre.

Koch, Kirchenlied. — Gedichte von H. Möwes, nebst einem Abriß seines Lebens. 3. Aufl. 1838.

---

6. Johannes Kullen,

geb. in Hülben bei Urach am 20. Oktober 1787,
gest. in Kornthal am 5. September 1842.

Eine Stunde hinter der Burg Hohen-Neuffen liegt auf der Hochfläche der Alb das Pfarrdorf Hülben. Früher war es ein Filial von dem großen Pfarrdorf Dettingen unter Urach, drunten im Ermsthal; der Helfer in Dettingen war zugleich Pfarrer in Hülben und mußte alle 14 Tage auf die Alb hinaufsteigen und in Hülben predigen. Nun war im vorigen Jahrhundert Joh. Ludwig Fricker, ein Schüler Öttingers als Helfer in Dettingen. Als er nach zwei Jahren Pfarrer in Dettingen wurde 1764, sagte er bei seiner Abschiedspredigt in Hülben: „ich spüre es an meinem Herzen, daß in Hülben gesät ist. Wann und durch wen der Same aufgehen wird, das bleibt dem HErrn überlassen.“ Zu den ersten, bei denen der Samen aufging, gehörten der Schulmeister Wilhelm Kullen und sein Weib, die Großeltern unsers Johannes.

Der Samen ging aber weiter auf von Geschlecht zu Geschlecht und so ging er auch auf bei dem Sohn und Nachfolger des Wilhelm Kullen, bei Jakob Friedrich Kullen und dessen Gattin Barbara geb. Nestlin, welche von Neubulach stammte und dort durch die Predigten des Helfers Eytel zum neuen Leben erweckt worden war. Dieser fromme Schulmeister besuchte öfters gläubige Prediger in der Umgegend, so nament-

lich den Pfarrer Eytel, der von Neubulach nach Neckartenzlingen gekommen war und durch seine Predigten die Erweckten weiter zu führen verstand, und den Spezial Stängel in Münsingen, der die Gabe hatte, die Schäflein in den Stall zu treiben, wie Kullen sich ausdrückte. Im Jahre 1787 wurde dem Schulmeister Kullen sein drittes Söhnlein geboren und erhielt den Namen Johannes. Schon mit fünf und sechs Jahren hatte der Knabe eine große Freude, wenn ihm sein Vater vom Leben und Sterben Jesu erzählte. Als er sodann selbst lesen gelernt hatte, beschäftigte er sich manche Stunde mit seiner Bibel zum bleibenden Segen für sein Herz. Am gesegnetsten war ihm die Zeit vom 7.—10. Jahr. Ich erfuhr, sagte er, die Züge des Vaters zum Sohn, und diese gründeten in meinem Herzen die Liebe zu Jesu. Freilich lagen die Sünden der Jugend auch alle als ein böser Same in meinem Herzen. Ungehorsam und Eigensinn, Zorn und Neid, Hochmut und Eigenliebe regten sich oft heftig bei mir, aber durch die Gnade des Geistes erkannte ich sie als Sünde und bat oft den Heiland, daß er mich davon frei mache. — Manch fruchtbares Sämlein wurde durch die Gespräche besuchender Brüder in sein Herz gelegt. Das Haus seiner Eltern war eine Herberge vieler Kinder Gottes aus der Umgegend und da setzte er sich gerne neben die Brüder hin und hörte ihren Gesprächen zu. So wurde schon in seinen Schuljahren der Wunsch immer lebendiger in ihm, dem Herrn Jesu im ganzen Leben treu zu bleiben; und bei seiner Konfirmation 1801 war es sein fester Entschluß, sein ganzes Leben dem HErrn zu weihen. Er freute sich darauf, diesen seinen Entschluß, den er im Stillen schon vor dem HErrn gefaßt, auch öffentlich bekennen zu dürfen.

Der Vater bestimmte seinen Johannes zum Schulstande. Dieser hätte zwar Lust gehabt, Pfarrer zu werden. Aber so sehr der Vater den geistlichen Stand schätzte, so fing er doch

damals an, den meisten Kirchendienern zu mißtrauen. Nachdem das neue Gesangbuch 1791 eingeführt worden und da man später auch von einer neuen Liturgie hörte, da hätte niemand ihn bewegen können, einen Sohn auf die Universität ziehen zu lassen. Er ließ nun seinen Johannes durch einen Schulmeister in der Nachbarschaft unterrichten, zu dem der Schüler täglich eine Stunde weit zu gehen hatte. So konnte ihn der Vater noch länger unter seiner Aufsicht haben. Als einmal der Vater mit seinem Johannes und dem älteren Sohne Christian Friedrich, der auch Lehrer wurde, durch den Wald ging, sagte er zu den beiden Söhnen: Sehet ihr die hohen Wipfel an den Bäumen, wie sie der Wind schüttelt und die kleinen Bäumlein sind so ruhig und geborgen? Buben, ich sags euch, strecket mir die Wipfel nicht so hoch hinauf, daß nicht jeder Wind von Zeitgeist an euch hinweht.

Johannes kam zuerst nach Neuffen zu einem kranken Schulmeister. Darauf erhielt der Vater Kullen einen Brief von Pfarrer Friedrich in Winzerhausen, ob er ihm nicht seinen Johannes zur Aushilfe für einen kranken Schulmeister schicken könnte. Mit Pfarrer Friedrich war Vater Kullen schon früher in enge Verbindung gekommen, so lang jener Präzeptor in Urach war. So war es für Vater und Sohn eine Freude, diesem ehrwürdigen Freund auf seinen Wunsch zu Hilfe zu kommen. Noch in demselben Jahr, im Herbst 1805 wurde Johannes Kullen als Gehilfe zu einem Schulmeister an der Mädchenschule in dem Städtchen Lauffen am Neckar geschickt. Hier war der lernbegierige Jüngling am rechten Ort. Denn der erleuchtete Spezial Hartmann war von Neuffen nach Lauffen gekommen und durch seine erwecklichen und belehrenden Predigten und Erbauungsstunden war eine neue Bewegung der Herzen unter Bekehrten und Unbekehrten entstanden. Zugleich kam aber Kullen selbst dort in eine rechte Schule. Die jüngeren Kinder, die ihm übergeben waren, gewannen ihren

Lehrer bald sehr lieb und die Liebe machte sie willig und gehorsam. Das verdroß den Schulmeister, daß die Kinder mit mehr Liebe und Aufmerksamkeit an dem jüngeren Lehrer hingen, der seine Abteilung in der gleichen Schulstube zu unterrichten hatte und da mußte denn Kullen manchmal ein hartes Wort von ihm hören. Der Winter war besonders beschwerlich für ihn. Die Abende brachte er in der kalten Schulstube zu und blieb aus Lernbegierde gewöhnlich lange auf, oft über Mitternacht, da gabs kalte Füße bis an den Morgen. Von seinem Bett, das unter dem Dache stand, mußte er öfters den Schnee abstreifen, ehe er sich schlafen legen konnte. Doch blieb er bei all dem fröhlichen Mutes, er stand im Feuer der ersten Liebe zu seinem HErrn. Er war von der Konfirmation an ernstlich beflissen gewesen, in den Wegen des HErrn zu wandeln. Aber er stand noch manchmal unter dem Gesetz; die geringste Abweichung verdammte ihn, daß seine Freudigkeit dahin war. Nun ging ihm in seinem neunzehnten Jahr, so lange er in Lauffen war, an einem Charfreitag ein neues Licht in die neutestamentliche Gnade auf. Was er bisher stückweise geglaubt hatte, das war ihm jetzt wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt, daß er in der Versöhnung Jesu jetzt mit einem Mal alle seine Sünden getilgt glauben konnte.

Dekan Hartmann gebrauchte nun den feurigen Jüngling, um die Gemeinschaften pflegen zu helfen. Aber das war nicht nach dem Sinn seines Vaters. Dieser schrieb darüber: es wäre mir lieber, mein Sohn hätte geschrieben, er habe seinem Prinzipal einen Tag Holz gespalten. Ich schrieb an Herrn Spezial und befahl ihm die Sache an. Denn ich habe Sorge für ihn, der Feind, der alles zu verschlingen sucht, oder der Sache Christi doch Flecken und Schande anhängen möchte, könnte ihn auf des Tempels Zinne stellen, daß er einen Fall thäte. — Sein Aufenthalt in Lauffen wurde durch eine schwere Krankheit unterbrochen. Er mußte zweimal im Elternhause

sich erholen. Nun kam er als Provisor nach Mezingen, zwei Stunden von seiner Heimat. Da aber um jene Zeit manche Neuerungen in den Schulen eingeführt wurden, mit denen er nicht einverstanden war, so folgte er 1811 gern einem Ruf nach Lauffen, um dort in einem Hause als Privatlehrer einzutreten, in welchem er schon früher die Kinder unterrichtet hatte. Dies hatte die Folge, daß er zu erwarten hatte, zum Militär einberufen zu werden. Schon 1814, als die Verbündeten nach Frankreich zogen, glaubte er seine Einberufung nahe und nahm seinen Abschied in Lauffen. Es stand aber noch ein Jahr an bis zu seiner Aushebung. Diese Zeit brachte er im Elternhause in Hülben zu und widmete sich den Gemeinschaften auf der Alb. Im Frühling 1815 wurde Kullen zum ersten Regiment der württembergischen Landwehr gezogen; er mußte mit demselben etliche Wochen auf der Solitüde bleiben, wo die Leute eingeübt wurden. Weil er sich auf die Feder verstand, so wurde er Quartiermeister und hatte die Schreibereigeschäfte der Compagnie zu versehen. Ende Mai wurde aufgebrochen und nach Frankreich marschiert. Schwer war für ihn, daß er oft ganze Tage lang mit leichtsinnigen Quartiermeistern in einer Stube arbeiten mußte, die ihre leichtsinnigen und schandbaren Gespräche führten. Einmal hatte er bis Mitternacht zu schreiben. Als er beinahe fertig war, machte er einen Fehler, und als er das Blatt herausschneiden wollte, durchschnitt er mehrere. Der Feldwebel war bei ihm im Zimmer und sagte: ich kann Sie nicht begreifen; wenn mir das begegnet wäre, ich müßte den Himmel herunterfluchen. Kullen sagte: und wenn ich genug geflucht und mich versündigt hätte, so müßte ich wieder von vornen anfangen. Nun linierte ihm der Feldwebel, der ihn im Herzen achtete, von neuem sein Papier und morgens war Kullen der Erste, der das Geschriebene abgab. Obwohl er wegen seines Glaubens oft von Soldaten und Offizieren verspottet wurde, übte er

doch einen starken Einfluß auf die Soldaten und stand bei ihnen in Achtung. Später traf Kullen hie und da einen wieder, der ihm seine Liebe und sein Zutrauen zu erkennen gab. In Frankreich lagen sie einige Wochen vor Schlettstatt und dann belagerten sie die Festung Hüningen. Da standen ungarische Soldaten bei derselben Truppenabteilung mit den Württembergern. Einer der Ungarn wurde ihm oft lehrreich. Wenn er andre über eine Beschwerde klagen hörte, so sagte dieser: dafür bin ich Soldat! Er wollte damit die Würde des Standes zum Bewußtsein bringen, welche den Mut gibt, auch die Beschwerden zu ertragen. Kullen sagte später manchmal: Dafür bin ich ein Christ, müsse es bei den Gläubigen heißen, wenn ihnen etwas schwer werden wolle. Mein Christenadel ist mir der reiche Ersatz für das Saure im Leben. Als sie vor Hüningen lagen, kam die Nachricht von Napoleons Gefangennahme und Abführung nach St. Helena. Nun ging es bald wieder der Heimat zu. Auf dem Heimweg kam Kullens Abteilung in der Nähe von Königsfeld auf dem Schwarzwalde vorüber. Er erhielt Erlaubnis vorauszugehen, um in dieser Brüdergemeine einen Besuch zu machen. An seinem Geburtstag am 20. Oktober, gerade ein halbes Jahr nach dem Einrücken erhielt Kullen seinen Abschied. Der Gewinn, den Kullen aus seiner Soldatenzeit für sein Inneres zog, stand ihm später so wichtig da, daß er ihm bei weitem die Beschwerden aufwog, die seinen geschwächten Körper trafen. Er kehrte milder gegen Andersdenkende aus seiner halbjährigen Abgeschiedenheit zurück und suchte jetzt, neben dem Bestehen in der Wahrheit, auch in der Liebe weitherzig zu sein. Mehrere Geistliche waren vorher gegen ihn aufgetreten; jetzt besuchte er sie zum teil in ihren Wohnungen. Auch bei den Gemeinschaften suchte er manches gut zu machen, da er vorher zu weit gegangen. Zu einem alten Bruder sagte er: Jerg, ich habe vorher ein Scheitlein zu viel hinunter gethan; jetzt muß ich wieder eins davon thun.

Als Kullen vom Soldatenstand zurückkehrte, riet ihm sein Vater, wieder in eine öffentliche Schule zu treten. Er that es im Gehorsam gegen seinen Vater und so kam er als Lehrer in die Mädchenschule nach Mezingen, an die Seite des von ihm geliebten Schulmeisters Völter. Von hier aus nahm er sich der Versammlungen in der Umgegend treulich an und scheute keine Schmach. Aber 1816 wurde er in diesem Wirken von der Kirchenbehörde beschränkt. Da wachte noch einmal die Frage auf, ob er nicht aus der Kirche austreten sollte. Auf einer Reise in die Schweiz, welche er mit seinem Freund Barner machte, besuchte er den Pfarrer Flattich in Engstlatt, einen Sohn des Pfarrer Flattich in Münsingen. Dieser stellte ihm den Geist der Mäßigung als eine gar edle und unentbehrliche Gabe vor; dies machte Eindruck auf ihn und er überzeugte sich, daß er sich die erfahrene Einschränkung gefallen lassen solle. — In Mezingen fing Kullen an, etliche Knaben von Mezingen und der Umgegend im Lateinischen zu unterrichten, da keine lateinische Schule in dem großen Orte war. Dies gab den Anlaß zu seiner festen Lebensstellung. Er bekam 1819 den Antrag, nach der neugegründeten Gemeinde Kornthal zu ziehen und dort eine Knabenanstalt zu gründen. Kullen gewann Freudigkeit dazu und zog mit seinen zwei Schwestern nach Kornthal. Hier wirkte er nun zusammen mit seinem väterlichen Freunde, Pfarrer Friedrich. Es war aber keine leichte Aufgabe, die Anstalt zu führen. Das Kostgeld war nieder gestellt und ein Teil der Schüler war umsonst aufgenommen. So ging es durch manche häusliche Sorgen hindurch. Auch an Trübsal fehlte es nicht. Zuerst starb seine Mutter, die er zu sich genommen hatte. Das Jahr darauf 1825 starb seine ältere Schwester, die bei ihm war. Da sich seine jüngere Schwester bald darauf mit seinem Freund Barner verlobte, welcher zum Hausvater der Kornthaler Rettungsanstalt berufen war, so entschloß er sich, auch in den

Ehestand zu treten. Seine erste Frau starb ihm aber schon nach fünf Jahren, seine zweite nach anderthalb Jahren. Seine dritte Frau überlebte ihn.

Als die Knabenanstalt fünfzehn Jahre bestanden hatte, brach in derselben das Nervenfieber aus. Kullen selbst wurde von demselben befallen und war dem Tode nahe. Die Zöglinge wurden nach Hause entlassen, sechs derselben starben in der Anstalt. Nach dieser schweren Zeit löste sich die Anstalt auf. Als Kullen und seine Gattin auf einer längeren Schweizerreise sich wieder erholt hatten, übertrug ihm die Gemeinde die Hausvaterstelle an der vom Vorsteher Hoffmann gegründeten Töchteranstalt. Er ging recht väterlich mit den Töchtern um. Seine Hauptfreude war, daß er morgens und abends eine halbe Stunde das Wort Gottes mit seinen Töchtern betrachten durfte. Die Anstalt mehrte sich bald, sie zählte bei seinem Tode etwas über 100 Zöglinge, während er in den ersten zwei Jahren mit dem Geistlichen das Defizit getragen hatte. Neben den Geschäften, die ihm die Anstalt brachte, diente Kullen auch der Gemeinde. So begab er sich zu Anfang des Jahres 1840 im Auftrag der Brüder auf einige Wochen in die Tochtergemeinde Wilhelmsdorf in Oberschwaben, um manche Mißstände und Verstimmungen heben zu helfen. Diese Gemeinde dachte daran, ihn zu ihrem Vorsteher zu wählen. Aber die Gemeinde Korntal gab ihre Zustimmung nicht dazu. Und so wirkte er nach seiner Zurückkunft im Töchterinstitut weiter fort. Aber nach zwei Jahren wollte ihn die Gemeinde Wilhelmsdorf zum Pfarrer haben. Er gewann Freudigkeit, diesem Rufe zu folgen. Doch gerade um diese Zeit wurde seine Gesundheit immer leidender. Er konnte ohne Schmerzen nicht mehr stehen noch liegen. Er blieb aber dabei heiter im Geist. Das Bad in Teinach stärkte ihn merklich, er konnte wieder mehr aufrecht und ohne Stock gehen. Man hoffte alles Gute. Aber bald bekam er schmerzhafte

Geschwüre, die geschnitten werden mußten, und die übrige Kraft schnell aufzehrten. Am Sonntag den 4. September hatte er viel Besuche. Er sagte mehrmal, das Verslein beschäftige ihn und sei ihm tröstlich: Du strafst uns Sünder mit Geduld und schlägst nicht allzusehr. Ja endlich nimmst du unsre Schuld und wirfst sie in das Meer. Sonst sprach er wenig in seinem Leiden und redete in der Stille seinen Weg mit dem HErrn durch. Am Abend jenes Sonntags sagte er seiner Gattin, sie könnten schnell getrennt werden und gab ihr noch Aufträge. Den andern Tag den 5. September 1842 entschlief er um die Mittagsstunde im Alter von 55 Jahren. Am Abend seines Begräbnistages traf das Dekret der Regierung ein, daß der König die Wahl zum Pfarrer nach Wilhelmsdorf bestätigt habe; er solle aber vorher zu einem praktischen Examen nach Stuttgart kommen. Mündlich hatte er diesen Erlaß noch gehört, wenige Tage vor seinem Heimgang, als er schon sah, daß dieser Wunsch seines Lebens, ein geistliches Hirtenamt führen zu dürfen, ihm auf Erden nicht mehr in Erfüllung gehen sollte.

Von seinem Wirken in den Gemeinschaften geben die 55 Erbauungsstunden Zeugnis, welche von ihm über die Offenbarung Johannis und über die Passions- und Ostergeschichte gehalten wurden und nach seinem Tode durch seinen Sohn im Druck erschienen sind. Sein Einfluß auf die Gemeinschaften erstreckte sich weit im Lande. Er befestigte dieselben in einem nüchternen, erfahrungsmäßigen, auf Gottes Wort gegründeten Christentum. In gleicher Weise wirkte in Hülben sein älterer Bruder Christian Friedrich, welcher dort seinem Vater nachfolgte und 31 Jahre Schulmeister in Hülben war. Er starb daselbst am 12. Juni 1850, 65 Jahr alt.

Fünf und Fünfzig Erbauungsstunden von Johannes Kullen samt seinem Lebensabriß. Kornthal 1852.

7. Johannes Falk,

geb. zu Danzig, am 28. Oktober 1768,
gest. zu Weimar am 14. Februar 1826.

Zu Danzig lebte im vorigen Jahrhundert ein Perückenmacher, der seine acht Kinder mühsam mit seiner Hände Arbeit ernährte und in strenger Zucht hielt, während die Hausmutter, welche der Brüdergemeine zugethan war, in die Kinder aus Bibel und Katechismus einen guten Samen ausstreute. Ihr Söhnlein Johannes Daniel war besonders lernbegierig; Bücher lesen war seine einzige Freude. Jeden Groschen, den er geschenkt bekam, verwandte er auf Bücher und weil man ihm daheim kein Licht zum Lesen gab, so setzte er sich unter die Straßenlaternen, bis die steifen Hände das Buch nicht mehr halten konnten. Unter diesen Umständen betrachtete er es wie ein Glück, daß er eines Tags den Fuß brach und mehrere Wochen das Bett hüten mußte; denn jetzt durfte er doch lesen. In seinem 15. Jahr versuchte er sich in Gedichten; im 16. Jahr erlaubte ihm sein Vater, englisch zu lernen. Sein Lehrer war so wohl zufrieden mit seinen Fortschritten, daß er seine Arbeiten dem Oberpfarrer von St. Petri vorlegte und nun öffnete sich die Bahn zum Studieren. Er bereitete sich mit solchem Eifer zum Studieren vor, daß er öfters des Nachts, um wach zu bleiben, die Füße in eiskaltes Wasser steckte. Als der Magistrat von Danzig von seinem Fleiß hörte, verwilligte er ihm einmütig die nötige Unterstützung zur Fortsetzung seiner Studien. Ehe er auf die Universität Halle abreiste, verabschiedete er sich von dem versammelten Magistrat. Da sprach einer der älteren Ratsherrn zu ihm: „Johannes, du ziehst nun von dannen; aber du bleibst unser Schuldner. Wohin dich Gott einst führen mag, vergiß nie, daß du ein armer Knabe warst. Und wenn dereinst über kurz oder lang ein armes Kind an deine Thüre

klopft, so denke, wir sinds, der alte graue Bürgermeister und die Ratsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thüre.” Mit heißen Thränen gelobte er, dieser Mahnung zu gedenken. Von Halle, wo er Jura studiert hatte, zog ihn sein Dichtergeist weiter nach Weimar, denn dort waren damals die Dichter Herder, Göthe, Schiller beisammen. Hier brachte er eine Reihe von Jahren im Genuß der künstlerischen und wissenschaftlichen Herrlichkeit zu. Er verheiratete sich mit einer vermöglichen Jungfrau Rosenfeld und lebte als Litterat in genauer Verbindung mit den genannten Dichtern. Aber es kam eine andere Zeit. Die Herrlichkeit schwand dahin vor der französischen Revolution. Und als gar Napoleon 1806 mit seinem Heere bei Jena das preußische Heer besiegte, da stieg die Not in der Gegend auf das Höchste. Stadt und Land war von den Franzosen hart bedrängt, da trat Falk mutig und schützend in das Gewirre des Kriegslebens und suchte namentlich bei den vielen Einqartierungen Ordnung zu schaffen und allerlei Not zu lindern. Der Herzog von Weimar ernannte ihn aus Dankbarkeit zum Legationsrat. Von neuem wurde das Land 1813 durch Kriegsnot heimgesucht. Wiederum suchte Falk den Notleidenden mit Rat und That zu helfen. Es gelang ihm, von einem französischen General eine Kompagnie Soldaten zu seiner Verfügung zu erhalten, um dem Unwesen der Plünderer zu steuern. Mit diesen zog er von Dorf zu Dorf und stellte die Ordnung wieder her. Nach der Schlacht bei Leipzig kam auch noch eine verheerende Krankheit ins Land. Falk selbst verlor innerhalb weniger Wochen vier erwachsene Kinder, endlich erkrankte er selbst. Als er kaum genesen war, kamen ganze Scharen verwaister Kinder vor seine Thüre. Da gedachte er: das sind die Danziger Ratsherren und erbarmte sich der hilfsbedürftigen Kinder. Mit einigen Gleichgesinnten, namentlich unterstützt von der edlen Herzogin gründete er die „Gesellschaft der Freunde in der

Not," den ersten Rettungsverein für verwahrloste Kinder in Deutschland. Er nahm die Waisen zuerst in sein eigenes Haus auf, aber das war bald zu enge. Die älteren derselben brachte er bei tüchtigen Meistern unter. An den Sonntagen durften sie zu ihm kommen und sich einen Segen aus Gottes Wort für die Woche holen. Es kam das Hungerjahr 1816 bis 17, da verdoppelte sich die Arbeit für Falk, aber auch sein Eifer. Dazwischen kehrte auch häusliche Trübsal bei ihm ein. An Ostern 1819 erkrankte sein 19jähriger Sohn, eben da er die Universität beziehen sollte und nach wenigen Tagen war er tot. Auch die Gattin wurde leidend. Nach einer kurzen Erholung auf dem Lande kehrte die Familie zur alten Arbeit nach Weimar zurück. Bald kamen neue Prüfungen. Im Jahre 1821 wurde ihm die Hausmiete gekündigt und es hielt schwer, eine andere für die vielen Kinder zu finden. Nur noch drei Tage waren bis zum Termin und er hatte noch keine gefunden. Da ward er auf das alte verfallene Haus des Grafen Orlamünde aufmerksam gemacht, das im Luthergäßlein leer stand. Um 5000 Thaler konnte er es ankaufen, aber er hatte nicht einmal so viel Groschen und überdies sollte noch viel darin gebaut werden. Aber er wagte es im Glauben und kaufte das Haus. Nun ging es ans Bauen. Doch je länger das Bauen dauerte, desto fühlbarer wurde der Geldmangel. Falk zeigte dabei große Ruhe und starkes Gottvertrauen. Öfters reiste er nach Leipzig, wo er viele Freunde hatte, machte dort Aufsätze in Zeitungen, die ihm reich honoriert wurden und kam gewöhnlich nach etlichen Wochen reich gesegnet zurück. Beim Bauen selbst machten die Zöglinge nach ihren verschiedenen Handwerken ein gut Teil der Arbeit und so stand nach einigen Jahren an dem erkauften Platze ein großes neues Haus. Falks Beispiel fand Nachahmung in Deutschland, England, Frankreich, Rußland. Eine Rettungsanstalt um die andre erhob sich und Tausende von Kindern wurden in dieselben aufgenommen.

Jetzt kam ihm ein neuer Gedanke, um neue Hilfsquellen zum Bau eines Betsaales zu eröffnen. Er wollte ein Werk herausgeben zum Besten der Anstalt und einige seiner vertrautesten Schüler aussenden, teils um Beiträge zu erhalten, teils um die Gründung solcher Anstalten auch an andern Orten zu veranlassen. Zur Ausführung dieses Planes bestimmte er seine zwei Schüler Kirchner und Denner. Beide Jünglinge erfüllten ihren Auftrag gewissenhaft und schickten ihm manche schöne Beiträge von ihren Reisen ein. Die erste Reise machte Denner 1824/25 nach Berlin, Pommern, Schlesien, Sachsen und blieb zehn Monate aus. Nach der Rückkehr erzählte Denner, daß er auf der Reise öfters habe hören müssen, daß Falks Christentum nicht rechter Art sei und daß ihm namentlich in Bezug auf die Versöhnung und Rechtfertigung etwas fehle. Da nahm ihn Falk auf die Seite und schlug ihm in seiner Bibel einige Stellen auf, besonders aus dem ersten Johannisbrief: 3, 10. Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott geboren und wer nicht seinen Bruder lieb hat; 4, 7: Lasset uns unter einander lieben, denn die Liebe ist von Gott und wer lieb hat, der ist von Gott geboren. Anders dachte man über Falk in Weimar, wo damals der bekannte Rationalist Superintendent Röhr stand; dort mußte er sichs gefallen lassen, für einen Mystiker oder doch für einen ganz seltsamen Mann gehalten zu werden.

Bei der zweiten Reise ging Denner nach Rheinpreußen und Holland, 1825. Während dieser Reise bekam Denner die Nachricht von Falks Erkrankung. Falk selbst schrieb ihm noch mehrmals über seine Krankheit und drückte ihm seine Freude aus, daß er an seinen zwei Reisenden so treue Gehilfen habe. Falk hatte sich durch Erkältung eine Krankheit zugezogen und wurde sechs schlaflose Wochen von den heftigsten Schmerzen in seinen Gebeinen gequält. Er erholte sich für kurze Zeit und die Seinigen hofften schon auf seine Wiedergenesung.

Da brach plötzlich seine Kraft vollends zusammen. Neue Schmerzen durchwühlten seinen Leib, aber man hörte keine Klage aus seinem Munde. Unter den Gebeten seines Zöglings und Freundes Carl Reinthaler verschied er am 14. Febr. 1826 im Alter von 58 Jahren. Seine letzten Worten waren: „Christus, Punktum. Amen."

Von Denner fügen wir noch bei, daß er nach Falks Tode eine dritte Reise zum Besten des Hauses machte und zwar nach Baiern, Württemberg und in die Schweiz. Dabei wurde ein Gedanke, der ihn schon länger bewegte, immer lebhafter, nämlich in seinem 20. Lebensjahr noch Theologie zu studieren. Wirklich brachte er diesen Wunsch mit Hilfe des Dekan Dr. Bahnmaier in Kirchheim unter Teck zur Ausführung und wurde später Pfarrer in Württemberg.

Christenbote 1836 und 1854. — H. Merz, das Leben von Johannes Denner.

---

8. Johann Tobias Kießling,

geb. in Nürnberg, am 3. November 1742,
gest. in Nürnberg, am 27. Februar 1824.

Als Tobias Kießling am 27. Februar 1824 heimgegangen war, da machte sich Gotthilf Heinrich Schubert, der Naturforscher und Gottesmann daran, das Leben dieses Mannes nach mündlichen und schriftlichen Quellen, besonders nach dem von Kießling selbst geschriebenen Tagebuch: „Lebensgeschichte eines nach Zion eilenden Pilgers" zusammenzustellen und hat es sodann in seinem Buch: „Altes und Neues," II. Band herausgegeben. Denn Kießling hatte, wie Schubert sagt, nicht bloß in Nürnberg und in Kräutlis (bei Nürnberg), nicht bloß in Franken, Sachsen, Württemberg, Österreich und Preußen, sondern auch in England, Holland und Amerika gar viele

Freunde, die ihn liebten, ohne ihn je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, Freunde, die ihn seinem Wirken und seinem Namen nach kannten und seinen Heimgang ins ewige Vaterland mit Thränen oder doch mit liebender Teilnahme feiern werden. Über Kießling selbst sagt Schubert: Wer meinen lieben, teuren Kießling sah, aber nur sah und ein oder etliche Male sprach, ohne länger mit ihm zu leben, der sagte: er ist ein heitres, frommes Kind, dessen Herz und mithin auch der Mund überfließt von der Liebe zu Christo und zu den Brüdern, zur Zeit, aber auch zur Unzeit. Wer ihn aber länger kannte, der sah wohl, daß dieser kein Kind (außer in jenem Sinne, in welchem jeder rechte Christ ein Kind werden muß), sondern ein vollendeter Mann in Jesu Christo sei.

Tobias Kießling war aus einer Familie in Nürnberg geboren, die sich durch einen ganz besondern christlichen Sinn und Ernst, durch Liebe gegen Gott und Menschen und namentlich durch eine große Wohlthätigkeit gegen Arme auszeichnete. Der Vater, Joh. Tobias Kießling war ein angesehener Kauf- und Handelsmann, die Mutter war Magdalena geb. Lochner. Der junge Tobias zeigte von früh auf ein liebevolles dankbares Gemüt und die Lust an Gottes Wort, die Freude am öffentlichen Gottesdienst, welche schon in seinen kindlichen Jahren ihm eigen war, verlor sich in seinem ganzen Leben nie aus seinem Herzen. Er wurde von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt und verlebte teils im elterlichen Hause, teils bei seinem trefflichen Oheim eine stille, frohe Jugend, von allen, die ihn näher kannten, als ein frommer, guter Jüngling geehrt und geliebt. Der Treue und Wahrhaftige aber, der die Menschen je und je geliebt, führte den ernsten, treuen Jüngling aus der Vorhalle des christlichen Lebens weiter ins innere Heiligtum, in jenes Leben in und aus Gott, welches von jeher der Welt ein verborgenes gewesen. Der Jüngling fühlte bei allem Guten, das er vor den Augen der Welt und

vor seinen eigenen hatte, eine tiefe innere Unruhe, welche täglich überhand nahm. In dieser Zeit der inneren Unruhe bemerkte er in der Kirche, die er fast täglich besuchte, einen arm gekleideten Bürgersmann, welcher stets mit ganz besondrer Inbrunst und oft mit aufgehobenen Händen betete. Es war eine andre Art zu beten, als jede, die er bis dahin an andern gesehen oder an sich selbst erfahren. Kießling ging dem Manne nach und erfuhr, daß er Matthias Klaumbauer heiße und von Geburt ein Salzburger sei, welcher um seines Glaubens willen aus seinem Vaterlande vertrieben worden und nun in Nürnberg ein stilles Leben im Umgange mit Gott führte. So wie Matthias Klaumbauer dem Jüngling Kießling, so erschien dieser dem ehrwürdigen Mann gerade zur rechten Stunde, als ein hilfreicher Engel. Denn der edle Salzburger war arm, krank und alt und da schenkte Gott dem Tobias ein freigebiges Herz gegen denselben. Der Alte meisterte aber nicht viel an dem Jüngling herum, denn er war wortlos; aber jedes Wort, das er sprach, war geeignet, in des frommen Jünglings Herzen eine lebendige Ansicht von göttlichen Sachen zu erwecken. Dieser Pilgrim eilte bald vorüber. Kießling sah ihn noch in der letzten Nacht seines Pilgerlaufes und nahm einen thränenvollen Abschied von dem guten Engel. Die letzten Worte des starken, in Glauben und Geduld grau gewordenen Israels waren: „HErr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" — Klaumbauer hatte unsern Kießling mit einigen gleichgesinnten Männern bekannt gemacht, vor allem aber ihn auf die Predigten eines Mannes hingewiesen, dessen Andenken in Nürnberg zu Schuberts Zeit in tausendfachem Segen fortlebte. Es war dies der treue Andreas Rehberger, Prediger bei St. Jakob, ein Mann von außerordentlichen Gaben des Geistes und von liebevollem Herzen. Dieser treue Zeuge des HErrn war „einer der letzten aus der ältern Schule, welche mit kirchlicher Bekenntnistreue den Feuereifer des

Pietismus vereinten und zugleich ein solcher, von dem aus deutlich der heilige, wenn auch immer dünner werdende Faden sich fortspinnt, an den der Geist des HErrn nachmals ein neues Gewebe von oben angeknüpft hat.“ Er war geborner Nürnberger und hatte in Altdorf und Halle studiert. Als Dichter gehörte er dem Pegnesischen Blumenorden an und verfaßte viele treffliche Kirchenlieder. Zu den besten gehört das Osterlied: Der HErr hat überwunden, und das Neujahrslied: HErr, der du deinen Namen durch Wohlthun an uns herrlich machst. — Die Predigten und Kinderlehren dieses lebendigen Zeugen besuchte nun Kießling fleißig. Eines Sonntags in der Kinderlehre sprach Rehberger über die Grundsäule unsres evangelischen Glaubens, über die Rechtfertigung durch den Glauben nach Römer 4, 5: Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. — Da war es aus mit mir, erzählt Kießling in seinem Tagebuch. Also alles mein Beten, Lesen, mein vieles Wohlthun und andre gute Sachen, sollen gleich wie für nichts gelten, zum Seligwerden, dieses soll nur aus freier Gnade kommen, mir so gut als jedem armen Sünder, und ich soll auch um nichts besser sein, als ein solcher; der ich doch von Kindheit an einen solchen tugendhaften Lebenswandel geführt habe! O das griff an. Ich weinte (Gott verzeihe mirs) vor Zorn und vorher hatte ich den Herrn Prediger Rehberger recht zärtlich geliebt; jetzt aber (ich gestehe es) war ich ganz aufgebracht auf ihn. Aber Er, der Freund der Menschen, Er, mein Ein und mein Alles, mein Erlöser, erbarmte sich mein und schenkte mir erleuchtete Augen des Verständnisses. Jetzt lernte ich ihn erst lebendig nahe und wie von Angesicht zu Angesicht erfassen. Nun fing ich erst an, meines Lebens froh zu werden, ja das Jahr 1766 war mir die Zeit der Geburt zum eigentlichen rechten Leben.

O Liebe, Liebe, du hast mich gezogen,
Bis du mich endlich überwogen
Und an dein sanftes Joch gebracht.

Nun lernte ich meinen HErrn täglich besser kennen, das Herz war so wach und lebendig, aber auch so weich geworden daß es mir öfters bei den öffentlichen Vorträgen über meinen gekreuzigten Heiland, mit Thränen der Liebe und der Freude überwallete und ich schämte mich dieser Thränen nicht. Noch aber schwankten die Schritte, wie bei einem, der aus dem wankenden Schiff, endlich nachdem er den sichern Hafen gefunden, heraustritt ans feste Land und nun darauf gehen will, die Schritte unsicher sind. Da half wieder der HErr. Einsmals rührte ihn die Predigt des göttlichen Worts so durch und durch, daß es vollends zum Brechen der letzten Eisrinde kam. Rehberger sprach über Ps. 45,11 und 12: Höre, Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren. Vergiß deines Volks und deines Vaters Haus, so wird der König Lust an deiner Schöne haben, denn er ist dein HErr und du sollst Ihn anbeten. „Da hieß es denn in mir nach vielen ernsten Thränen: Rein ab und Christo an, ganz um ganz; ich flehte aus tiefem Herzen um redliche, feste Treue und ich wurde erhört." — Nach dieser Predigt faßte sich Kießling zum erstenmal das Herz, zu dem viel geliebten Prediger Rehberger zu gehen und erzählte ihm alles, was seit einigen Monaten mit ihm vorgegangen. Rehberger nahm den Jüngling mit herzlicher Liebe bei sich auf. Wir weinten beide, heißt es im Tagebuch, und dankten dem HErrn. Der liebe Rehberger segnete mich und nahm mich auf in die innerliche Gemeinschaft seiner brüderlichen Liebe. Seitdem wurden beide Ein Herz und Eine Seele. Kießling kam in den Abendstunden zu seinem lieben Lehrer und dieser abendliche Umgang wurde für ihn eine ganz besondre Stärkung und Erquickung, namentlich seit Kießling auch etwas von der Schmach Christi zu tragen bekam. Am letzten

Abend des Jahres 1768 fand Kießling seinen teuren Freund in Thränen. „Ja mein Bruder, sagte Rehberger, nun kann ichs mit Wahrheit vor meinem HErrn sagen, daß ich mich als den allerärmsten, ja als den größten Sünder fühle und erkenne und nichts sonst weiß, als meinen für mich gestorbenen Heiland und seinen teuren Namen. Ich habe mich ganz in seine Arme geworfen und erwarte nichts als seine Gnade.“ Gesegnet war für Kießling die Neujahrspredigt, die er den andern Tag von Rehberger hörte, über die Erneuung des Bundes mit Gott bei dem Eintritt in ein neues Jahr. Gegen den Frühling machte Kießling seine gewöhnliche Reise nach Österreich. Gleich am ersten Abend nach seiner Rückkehr eilte er zu seinem lieben Pfarrer Rehberger. Er fand diesen liebevoll und freudig wie immer, aber alle seine Worte lauteten wie die eines Freundes, der sich zu seiner nahen Abreise rüstet und seine Lieben gern auf den Abschied vorbereiten möchte. Wirklich war sein Abschied nahe. Am Pfingstfest hielt er noch eine Predigt über die den Freunden Jesu schon hienieden im Gnadenreich bereitete Seligkeit. Am andern Morgen, als er sich auf die Predigt am Pfingstmontag vorbereitete, traf ihn ein Schlag. Die Seinen fanden ihn gelähmt im Lehnsessel. Nachmittags sah ihn Kießling, wie er da lag auf seinem Bett, sprachlos, mit geschlossenen Augen, aber selig, ruhig lächelnd. Am andern Morgen war er entschlafen. Er starb am 16. Mai 1769, 53 Jahr alt. Nicht bloß Kießling, sondern mit ihm noch viele andere fühlten sich durch den Tod Rehbergers sehr verwaist, denn er war vielen ein geistlicher Vater gewesen. Aber Gott ließ den jungen Kießling nicht lange ohne einen guten Engel, der ihn auf seinem Wege weiter begleitete.

Durch den Schullehrer Vigitil in Fürth wurde Kießling mit den beiden Pfarrern Esper, Vater und Sohn bekannt. Der Vater Esper war zuerst Pfarrer in Frauenaurach und kam später nach Culmbach. Da greift nun Schubert zuerst

etwas weiter zurück und erzählt, wie der Lehrer Vigitil mit Vater Esper bekannt geworden. Beide waren Nelkenfreunde. Als nun einmal Vigitils Nelkenpflanzung durch einen Hagelschlag zerstört worden war, sandte ihm Pfarrer Esper zum Ersatz ein Packet Nelkenableger und kam bald darauf selbst nach Fürth zu Vigitil und so war die Freundschaft angeknüpft. Unser Kießling aber wurde mit dem Sohne Esper näher befreundet, der zuerst Pfarrer in Uttenreuthe war und als Superintendent in Wunsiedel starb 1781. Er wurde der gute Engel, der nach Rehbergers Tod den Tobias Kießling eine große Strecke des Lebensweges gar treu geleitete. Sie traten mit einander in Briefwechsel. Als Kießling 1778 seinem Freund mitteilte, daß seine Mutter der Auflösung entgegengehe, schrieb ihm Esper: „Auch um mich und die meinigen hat es seit drei Wochen ein wenig trübe gesehen. Mich warfen empfindliche Schmerzen auf einmal zu Boden. Meine vier Kinder wurden zu gleicher Zeit von den Blattern ergriffen. Die Gesundheit meiner Frau fing auch an zu sinken. Nun fängt es an wieder hell zu werden. O wie wahr: Er rettet aus sechs Trübsalen und läßt auch in der siebenten, in der, welche uns allen unsern Trübsalen entreißt, seine Erlösten keinen Unfall rühren. Das erfahren wir so oft und glauben es doch immer so schwer und selten, bei dem Anfang unserer Leiden."

Von Kießlings neuem Leben floß auch Leben auf die Seinigen. Zwar in der ersten Zeit nach Rehbergers Tode mußte er auch die Schmach Christi im eigenen Hause tragen. Als der Beichtvater des Hauses einige Monate nach Rehbergers Tode im Kießling'schen Hause einen Besuch machte, ließ er den jungen Kießling vom Comptoir heraufrufen und setzte demselben hart zu. Er warf ihm vor, daß er sich zu den Herrnhutern hielte, in ihre Zusammenkünfte ginge, die Geschäfte versäumte und unter dem Schein des Guten manche

Bosheit treibe. Er solle die Warnung zu Herzen nehmen, sich ja gleich von allen solchen trennen und in der Stille für sich bleiben. Solche Beschuldigungen aus dem Munde eines so geehrten Mannes thaten dem jungen Kießling gar weh, um so mehr, da die Eltern und Verwandten durch dies Urteil des Geistlichen noch mehr, als schon bisher, an ihm irre werden mußten. Indessen zeigt sein Tagebuch, daß er schon damals gar wohl verstand, solche bittere Arzneien heilsam für sich anzuwenden. Bei den Seinigen kam es mit der Zeit anders. Seine herzlichen Gebete für Eltern, Geschwister und Verwandte wurden reichlich erhört. Besonders seine Mutter fand durch den Sohn den vollen, inneren Frieden, welchen sie längst gesucht hatte. Unter seinen Geschwistern fand diesen Frieden wohl zuerst seine Schwester Felicitas. Sie wurde nun nach allen Kräften bemüht, junge Seelen für den HErrn zu wecken und zu erziehen. Dabei besorgte sie treulich das Hauswesen des lieben Bruders, der unverheiratet blieb, erquickte sich mit ihm durch Gesang und Gebet und begleitete ihn auf seinen Gängen zu Kranken und Notleidenden.

Leben wecken und Leben stärken, das war Kießlings Freude. Darin war es ihm wohl, daheim in Nürnberg und ebenso wenn er auf Reisen war, vor allem bei seinen Reisen in Österreich. Im Jahr 1763 wurde dem 21jährigen Jüngling zum erstenmal erlaubt, die Märkte und Messen in Oberösterreich, Steyermark und Kärnthen, in Geschäften des Kießlingschen Hauses zu besuchen. Von da an reiste er in etwa 50 Jahren 106 mal in diese Gegenden, die ihm fast so bekannt wurden, als seine eigene Vaterstadt. Damals, vor dem Toleranzedikt, das Kaiser Joseph 1781 erließ, hatten die Evangelischen in diesen Ländern noch schwere Zeit. Nach der Reformation waren über 400 evangelische Prediger in den Städten und Dörfern jener Gegenden gestanden, als auf einmal die freie Verkündigung des Evangeliums gehemmt und

unterdrückt wurde. Aber gerade unter diesem Druck erzeugte sich der rechte christliche Ernst und der Glaube der Väter erhielt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Da that es denn unserm Kießling innig weh, wenn er z. B. in Linz solche Glaubensbrüder herbeiführen sah, welche öfters nicht weit von seiner Wohnung in einem Kerker eingesperrt wurden, aus welchem die Vorübergehenden lautes Gebet und christliche Gesänge erschallen hörten, bis man sie alle zu Schiffe brachte und in die untersten Gegenden von Ungarn und Siebenbürgen versendete. Da stand er öfters an der Donau und sah, wie diese treuen Seelen von Verwandten und Bekannten Abschied nahmen. Den Zurückbleibenden suchte nun Kießling auf jede Weise ein liebender Bruder, Trost und Beistand zu werden. Diese Armen und Verborgenen im Lande lernten ihn gar bald kennen und versammelten sich, wenn er in seiner Marktbude war, unter allerhand Vorwand um ihn her, um aus seinem Munde Worte des Lebens und Trostes zu hören oder aus seiner Hand gute evangelische Bücher zu empfangen. Da seufzten viele in Österreich mit Kießling: Ach daß die Hilfe über Israel käme und Gott sein gefangen Volk erlösete! Die Hilfe kam durch das Toleranzedikt vom 13. Oktober 1781. Kießling war einer der ersten, welcher die Freudenbotschaft seinen Freunden in Österreich, denen sie noch nicht bekannt war, mitteilte und von ganzem Herzen in die Lobgesänge der Tausende seiner Glaubensgenossen einstimmte. Aber nun begann erst das Hauptgeschäft der Liebe. Die Evangelischen durften sich zwar aufs neue zu Gemeinden bilden; aber es fehlte meist gänzlich an äußerlichen Mitteln zum Bau der Kirchen und Schulhäuser und zur Besoldung evangelischer Lehrer. Da trat nun Kießling nach Kräften ins Mittel. Jede freie Stunde bei Tag oder Nacht benützte er, um „Bettelbriefe,” wie er es selbst nannte, für seine österreichischen Glaubensbrüder nach Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Berlin,

nach Württemberg, der Schweiz, Holland, Dänemark, Rußland, England, ja nach Amerika zu schreiben, während er in Nürnberg seine Werbungen mündlich anbrachte. Da strahlte eine wahre Himmelsfreude aus seinem Gesichte, wenn er wieder eine größere Gabe auf seine Reise zum verteilen mitnehmen konnte. Er nahm aber nicht bloß Geld auf seine Reisen mit, sondern verbreitete auch Tausende von Bibeln und Neuen Testamenten und andre Schriften in Österreich und versorgte mit denselben Schulen und Familien. Doch seine helfende Liebe erstreckte sich noch weiter. Denn auch für leibliche Not, in Armut und Krankheit suchte er Hilfe zu schaffen. So wurden namentlich im Jahr 1809 und 1810 zur Zeit der Kriegsnot bedeutende Summen von Kießling nach Österreich gebracht und verteilt. Da war es denn immer eine große Freude bei Groß und Klein, wenn der liebe Kießling aus Nürnberg in einen Ort kam. Alsbald wenn seine Kutsche hielt, standen Kinder und Erwachsene um dieselbe her, jedes wollte gern dem Herrn Kießling eine Hand geben und jedes wollte ihn einladen, er solle doch diesmal auch bei ihm einsprechen. Und wenn er dann auf der Messe etwa in Linz seine Bude aufgeschlagen hatte, war sie bald von Landleuten umstellt, welche ein freundliches Wort aus seinem Munde hören wollten. Er hatte aber auch eine besondere Fertigkeit, mit den Händen unaufhörlich die verlangten Waren herbeizubringen, abzuteilen und zu verrechnen und doch auch zugleich mit seinen lieben Besuchern ein Wort der Liebe und der Ermunterung zu reden. Besonders gern verweilte Kießling in der Gemeinde Efferding. Bald nach der Bekanntmachung des Toleranzedikts wohnte er dort einem Gottesdienste bei, welcher in der noch dachlosen Kirche gehalten wurde. Es regnete eben in Strömen, dennoch war der innere Raum der zukünftigen Kirche voll von andächtigen Zuhörern. Gleich der Gesang war so schön, daß Kießling dadurch ganz gerührt wurde.

Darauf trat der älteste Vorsteher der Gemeinde auf, (denn ein Pfarrer war noch nicht da) und las nach den gewöhnlichen Kirchengebeten eine Predigt von Heinrich Müller. Bald nach dem Anfang des Gottesdienstes hatte der Regen aufgehört und der Himmel blickte in das arme Kirchlein herein, auf lauter glückselige Gesichter. Ein andermal war er in Efferding, als gerade der fromme, zum Werk des HErrn bereitwillige Schullehrer Kuhn, den sich die Gemeinde aus Württemberg verschrieben hatte, ankam, zur großen Freude aller, wiewohl der gute Mann zwar 400 lernbegierige Kinder, aber kein Schulhaus zum Unterbringen dieser Herde vorfand. Als später der treffliche Pfarrer Groos in die Gemeinde kam, gab es immer schöne liebliche Stunden, wenn Kießling nach Efferding kam. — Aber nicht genug, daß Kießling die Evanlischen mit seinen Besuchen erfreute, er schrieb auch von Nürnberg aus gar viele Briefe an sie. Viele bewahrten ganze Päckchen Briefe von ihm auf. Eine christlich ernste Bauernfrau lernte noch in ihrem hohen Alter das Schreiben, nur damit sie auch an Kießling schreiben und Briefe von ihm empfangen könne. Kinder sogar schrieben aus freiem Antrieb Briefe an Kießling und manche treue Seele stand so schon vom 12. Jahre an mit Kießling in segensreichem Verkehr.

In Nürnberg selbst war Kießlings Bemühen, die Seelen mit dem Arzt der Seelen bekannt zu machen, an vielen gesegnet. Einmal wurde er durch den Pfarrer Schöner auf eine Frau aufmerksam gemacht, welche regelmäßig in seine Kirche kam, aber immer tief bekümmert aussah. Kießling ging ihr nach und fing ein Gespräch mit ihr an. Und als er sie gar teilnehmend zum Ausharren in ihrem Leiden ermunterte, faßte sie ein Vertrauen zu ihm und erzählte ihm, wie sie in ihren früheren Jahren der Eitelkeit sehr ergeben gewesen. Da sei einmal ein ganzer Strom von gotteslästerlichen Gedanken in ihr Herz gekommen, wodurch sie seitdem

bei Tag und Nacht geängstet werde. Da spricht ihr Kießling mit einer solchen Zuversicht von der Ruhe des Herzens in Christo, daß es der armen Christiane bei diesem Gespräche so leicht ums Herz wird, als es ihr in langer Zeit nicht gewesen. Er machte sie nun mit seinen freundlichen Schwestern bekannt, und die sanfte Felicitas wurde bald ihre vertraute Freundin und Gott gab Gnade, daß sie zum Frieden in Christo kam. — Ein andermal hörte Kießling von einem gottlosen Müllerknecht. Er geht zu ihm und redet gar freundlich an sein Herz. Obwohl er nun von dem Müllerknecht verlacht wird, kehrt doch Kießling immer wieder. Am Ende wird er gar von dem Müllerknecht und seinen Kameraden ganz und gar mit Mehl eingepudert. Kießling stäubte sich ruhig ab und kommt den andern Tag mit derselben Freundlichkeit wieder. Da wars aus mit dem Spotten; willig hört der Müllerknecht an, was ihm Kießling sagt und es dauerte nicht lange, so kam der Müllerknecht zu Kießling ins Haus und hört aus seinem Munde das Wort vom Leben und aus dem wilden Müller wird ein christlich frommer Hausvater.

Kießling brauchte bei seiner Arbeit an den Seelen, besonders auch das Mittel, den Leuten gute Bücher zum Lesen zu geben. Er hatte hiefür eine eigene Bibliothek. Einmal brachte er auch dem Prediger Schöner einige Bücher und ermahnte ihn dringend zum Lesen derselben. Dieser stand aber damals noch in der Periode seines Lebens, da er mehr sich selber predigte als den HErrn Jesum. Er blätterte ein wenig in den Büchern, und wollte sie dann dem guten Kießling gleich wieder zurückgeben mit dem Bedeuten, daß dieselben eher für andre Leute wären; er habe weder Zeit noch Lust, sie zu lesen. Kießling aber ließ sich nicht so geschwind irre machen, sondern bat den Diakonus Schöner, er möchte doch den Büchern ein Plätzchen auf seinem Schreibtisch gönnen, vielleicht komme ihm doch einmal eine Zeit, da er in die Bücher

hineinsehe und sie wohl auch gern lesen würde. Diese Zeit kam bald. Am zweiten Weihnachtstag 1776 predigte Schöner über den Glauben an Christum. Am Schluß sprach er noch von den Wetterwolken des Zornes Gottes. Da war es ihm plötzlich, als ob ihn selbst diese Wetterwolken treffen würden. Er konnte das Kirchengebet nicht mehr lesen und mußte aus der Kirche nach Hause begleitet werden. Als er nun in den folgenden ruhigen Stunden die Bücher, die ihm Kießling gebracht, daliegen sieht und aufschlägt, da ists ihm, als wären sie eben nur für ihn und seinen Zustand geschrieben. Bald kam auch Kießling selber, um nach ihm zu sehen und der vorher von Schöner etwas verächtlich angesehene Kießling wurde ihm nun ein teurer Freund und Bruder. Bei Schöner folgte darauf dreivierteljahrelang eine völlige Untüchtigkeit zum Predigen. Allmählig wurde ihm die Kraft wieder geschenkt, und nun predigte er nicht mehr sich selbst, sondern den gekreuzigten Heiland und wurde durch seine Predigten wie durch seine Lieder ein Segen für viele. Mit diesem neu gewonnenen Mitpilger blieb er bis zu dessen Tod 1818 eng verbunden, namentlich waren beide eifrige Mitglieder der im Jahre 1780 gestifteten deutschen Christentumsgesellschaft in Basel.

In den letzten Lebensjahren sollte Kießling auch noch in leiblichen Trübsalen geübt werden. Er, der so viele Not und Armut gelindert hatte, mußte in seinem Alter selbst erfahren, was Armut sei. Durch fremde Unglücksfälle, welche eine Folge des Krieges gewesen, verlor er sein ansehnliches Vermögen. Er schreibt in einem Brief an seine Freunde in Österreich im Jahre 1812: die großen Veränderungen in Österreich haben mich nach und nach um mein ganzes Vermögen gebracht. Ach das hat schon viel tausend Thränen und die allertiefste Demütigung gekostet, bis ich von ganzem Herzen sagen lernte: Der HErr hats gegeben, der HErr hats genommen, der Name des HErrn sei gelobet! — Außer dem Verlust seines Vermögens

traf ihn fast zu gleicher Zeit noch ein anderes Leiden, er verlor seine Gesundheit. Er mußte daheim stille sitzen und konnte nicht mehr andern Hilfe bringen. Doch kamen nun Menschen genug zu ihm, die seinen Rat und Trost suchten. Und an Kindern fehlte es auch nicht, die sich an dem Anblick und Gespräch des kranken Vaters Kießling erfreuten. Nach vier Jahren flackerte die bald verlöschende Lampe seines Lebens noch einmal auf. Er konnte wieder ausgehen; man sah ihn nun viel im Hause des HErrn. Zuletzt kam wieder eine Zeit, da er einsam und krank auf seinem Zimmer saß. Vier Tage vor seinem Tode fragten seine Freunde, die ihn mit ihren Kindern besuchten, ob sie ihm etwas singen sollten. Ach ja, sagte er freundlich, singet mir: Allein Gott in der Höh sei Ehr! Dabei sang er laut mit. Als ihm darauf einer der Freunde den Vers betete: O Jerusalem, du schöne, o wie helle glänzest du! da bat Kießling, sie sollten ihm dieses Lied singen: Alle Menschen müssen sterben. In den letzten Tagen ging es noch durch heftige leibliche Schmerzen und innere Dunkelheit hindurch. Am Morgen des 27. Februar 1824, um 5 Uhr schlief er sanft ein im Alter von 81 Jahren.

G. H. Schubert. Altes und Neues, Bd. 2, 1824.

---

9. Johann Kaspar Lavater,

geb. in Zürich, am 15. November 1741,
gest. in Zürich, am 2. Januar 1801.

Sein Vater war Arzt in Zürich und Mitglied der dortigen Regierung. Seine Mutter Regula geb. Escher war eine lebhafte, phantasiereiche und unternehmende Frau, deren Eigenschaften auf den jungen Johann Caspar, welcher ihr zwölftes Kind war, übergingen. Schon als Knabe hatte er einen zu

Gott gerichteten Sinn. Das Gebet war für ihn Herzensbedürfnis und half ihm aus manchen Verlegenheiten und Ängsten. Wenn er eine Züchtigung verdient hatte, so betete er und die Züchtigung blieb aus. Er selbst sagt: „Konnte ich beten, so war mir, als wenn ich schon hätte, um was ich bat.“ Weil er die Predigten nicht verstand, so nahm er eine kleine Handbibel mit sich in die Kirche und las darin mit unersättlicher Begierde, namentlich die Bücher Samuel, die Könige und die Chronik. Vor allem zog ihn die Geschichte von Elias und Elisa an. Im zwölften Jahr wurde er gefährlich krank und dachte dabei ernstlich an seinen Tod. Er sagt: in dieser Krankheit durchging ich mein Leben, suchte mein Herz zu reinigen und besonders erinnere ich mich, daß ich alles Unrecht, was ich mir je angethan glaubte, herzlich vergab und um Vergebung bat, wo ich jemand beleidigt zu haben glaubte. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn zwei Jahre nachher 1755 das Erdbeben, durch welches Lissabon zerstört wurde und das auch in Zürich empfunden wurde. Ebenso wurde er bald nachher durch den Tod eines Bruders im Innersten erschüttert. Als Jüngling führte er einen unsträflichen Wandel; doch that er sich selbst nie genug und klagte sich oft bitter an, daß es seiner Frömmigkeit am rechten Ernst fehle. Sein Vorsatz, Theologie zu studieren, welchen er schon als Knabe gefaßt hatte, wurde ausgeführt. Mit großem Ernst hielt er seine erste Predigt auf der Universität und gab dabei den versammelten Studenten eine herzliche Ermahnung. Schon in dieser Zeit verfaßte er viele geistliche Lieder. Nach Vollendung seines theologischen Studiums hielt er sich zunächst in Zürich auf und gab bald darauf in seinem 21. Lebensjahr einen Beweis von seinem Gerechtigkeitssinn und von seiner Unerschrockenheit. Es hatte nämlich der Landvogt Felix Grebel viele Bedrückungen und Ungerechtigkeiten verübt. Aber niemand wagte es, gegen ihn aufzutreten, weil er der Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters war.

Nun schickte ihm Lavater in Gemeinschaft mit seinem Freund Heinrich Füßli einen mit J. C. L. unterschriebenen Brief, worin er ihn aufforderte, seine Ungerechtigkeiten gut zu machen. Erkenne einmal, hieß es darin, und bereue, Unglückseliger, das schwarze Register deiner Bosheit! Siehe die Thränen und das Elend und den Jammer, den du über ein ganzes Volk ausgegossen. Zugleich gab er ihm zwei Monate Frist. Als der Landvogt nicht darauf achtete, schrieb Lavater nach Verfluß von zwei Monaten eine Klagschrift unter dem Titel: Der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten, und ließ sie gedruckt und mit Adressen an die angesehensten Regierungsmitglieder versehen, bei Nacht in deren Häuser legen. Jetzt nahm der Rat die Sache in die Hände, er forderte den unbekannten Verfasser auf, sich zu melden und rief zugleich alle, die eine Klage gegen den Landvogt zu haben meinten, auf, ihre Beschwerden einzugeben. Die Untersuchung rechtfertigte vollkommen die Anklage, die Übervorteilten wurden entschädigt, der Landvogt aber entzog sich der Bestrafung durch die Flucht.

Im folgenden Frühjahr 1763 machte sich Lavater mit zwei Freunden auf den Weg nach Norddeutschland, da es ratsam schien, sich für eine Zeitlang aus der Bewegung, die in Zürich entstanden war, zu entfernen. Zudem hatte er ein großes Verlangen, mit den bedeutenden Männern der Zeit bekannt zu werden. In Leipzig lernte er Gellert und Zollikofer, den dortigen reformierten Prediger kennen. Zum besonderen Ziel hatten sich die Freunde den Prediger Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern erwählt, welcher im folgenden Jahr zum Probst nach Berlin berufen wurde, aber dort ganz in das Fahrwasser der Aufklärung hineinkam. Nach halbjährigem Aufenthalt bei Spalding wandte sich Lavater der Heimat zu und lernte auf dem Rückweg namentlich noch Klopstock in Quedlinburg kennen. In die Heimat zurückgekehrt mußte er noch fünf Jahre auf eine Anstellung warten. Bei seinem

lebendigen Geist fehlte es ihm aber nicht an Beschäftigung. Er gab mehrere Schriften heraus, z. B. seine anerkannt vortrefflichen Schweizerlieder, welche seinen Ruf als Dichter und Schriftsteller begründeten. Ferner erschienen schon in dieser Zeit 1768 seine „Aussichten in die Ewigkeit.“ Durch tiefsinnige Auslegung der hl. Schrift öffnete er darin manchen seligen Blick in die Ewigkeit; aber er läßt sich auch durch seine jugendliche Einbildungskraft verleiten, über die Schrift hinauszugehen, z. B. wenn er die Raumverhältnisse im Jenseits oder die Beschäftigung der Verklärten beschreibt. — Auch stiftete er 1768 die ascetische Gesellschaft, welche fast ein halbes Jahrhundert im Segen fortdauerte.

Endlich wurde er 1769 als Diakonus an der Waisenhauskirche zu Zürich angestellt. Die Waisenkinder waren nun seine Heerde, an welcher er mit herzlicher Freude arbeitete. Als in den Jahren 1770 und 71 das Züricher Land von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht wurde, forderte er in seinen Predigten mit besonderem Nachdruck zur Wohlthätigkeit auf. Da flossen von allen Seiten reiche Gaben in seine Hände; er selbst, obgleich er noch kein eigenes Vermögen hatte und seine Stelle fast nichts trug, gab von dem Seinen, was er konnte, und doch war ihm alles zu wenig, was er gab. Bei dieser Fürsorge für die Hungernden wurde er treulich unterstützt von seiner Gattin Anna, geb. Schinz, einer Tochter des angesehenen Kaufmanns und Obervogts Schinz. Haufenweise kamen die Hungernden in sein Haus, manche führte er selbst die Treppe hinauf, um sie seiner Frau zu bringen, welche von den eingegangenen Gaben die Hungrigen speiste und die Nackten kleidete.

Neben seinem Amte war er in dieser Zeit, in den dreißiger Jahren seines Lebens, besonders thätig als Schriftsteller. Er ließ das „geheime Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“ erscheinen. Der sittliche Ernst, mit welchem er darin zum täglichen Wandel vor Gott auffordert, war für viele ein Weckruf

vom Tod zum Leben. Einer der vielen Leser des Buches erzählt, wie er dadurch alsbald zum regelmäßigen Bibellesen und zur sorgfältigen Wachsamkeit über sich selbst angetrieben worden sei. Ferner erschienen jetzt seine ersten „Fünfzig christliche Lieder," unter welchen besonders bekannt geworden sind: Ach wiederum ein Jahr verschwunden. Fortgekämpft und fortgerungen. Von dir, o Vater, nimmt mein Herz. Auf diese 50 Lieder folgten 1776 weitere 50 Lieder und 1780 ein zweites Hundert von Liedern. Im ganzen verfaßte er gegen 700 Lieder. Von 1772 an wurden auch mehrere Bände von seinen Predigten*) gedruckt. Ebenso gab er für einzelne Stände und Lebensalter besondere Schriften heraus, für Dienstboten, für Kinder, für Jünglinge. Außer diesen erbaulichen Schriften arbeitete er in dieser Zeit das Werk aus, welches ihm einen großen Namen, aber auch viele Schmach eintrug, die physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe, welche er 1775 in vier Quartbänden erscheinen ließ. Er ging davon aus, daß zwischen den Gesichtszügen eines Menschen und dessen Charakter eine Übereinstimmung bestehe und daß sich daher aus den Gesichtszügen auch die Eigenschaften eines Menschen erkennen lassen. So hatte er schon 1769 angefangen, aus allen Gegenden Bildnisse und Schattenrisse bekannter Personen sich zu sammeln. Die Frucht dieser physiognomischen Studien war das genannte Werk, ein Prachtwerk, das eine große Menge Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen nebst Lavaters Erläuterungen enthält. Von seinen Predigten und seiner seelsorgerlichen Thätigkeit wurde in Zürich besonders im Jahr 1777 ein großer Segen sichtbar, so daß er dies Jahr ein Erweckungsjahr nannte. Er wurde aber durch seine zahlreichen Schriften und Lieder, sowie durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel auch für viele in der übrigen Schweiz und in Deutschland zum Segen und das in

*) Verlag von C. F. Spittler: Lavater's Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. Mit einem kurzen Abriß seines Lebens. Zwei Teile in einem Band. 750 S. gr. 8. 1845. br. Fr. 1,40 — Mk. 1,20. fein Lwd. 2,75 — Mk. 2,20.

einer Zeit, da der Unglaube immer stärker einbrach und die Zeugen Christi wie Prediger in der Wüste dastanden. Mit solchen Männern stand er denn auch im persönlichen oder schriftlichen Verkehr, wie mit Philipp Matthäus Hahn, Jung Stilling, Matthias Claudius, Haman u. a.

1778 wurde er zum Diakonus an der Peterskirche gewählt und bekam dadurch einen größern Wirkungskreis, als am Waisenhause, da die Gemeinde mehr als 5000 Seelen umfaßte. In seinen Predigten führte er vor allem das Wort aus: Ich achte es alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntnis Christi Jesu, meines HErrn. Dabei fehlte es ihm nicht an Schmach, zum teil von Seiten seiner Züricher Amtsbrüder, welche auf der Kanzel gegen ihn predigten. Er trug aber die Schmach Christi in Geduld. Andererseits durfte er auch viel Liebe genießen. Als einmal ein Vorsteher einer Züricher Landgemeinde hörte, daß Lavater sich ein stilles Plätzchen wünsche, wohin er sich manchmal von den vielen Geschäften und vor der großen Menge von Besuchern zurückziehen könnte, so ließ dieser Mann in seinem Weinberg für Lavater ein Häuslein mit herrlicher Aussicht bauen, was Lavater dankbar annahm. Auch in seinen Schriften, welche er in dieser Zeit in seinen vierziger Jahren herausgab, trat das Zeugnis von Christo so recht in den Vordergrund, so in seinen Gesängen von Jesus Messias und in seinem Pontius Pilatus. Das letztere Werk machte großes Aufsehen. Er selbst betitelte es auch: eine Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder die Höhe und Tiefe der Menschheit und faßte darin seine christlichen Grundanschauungen zusammen teils in Prosa, teils in Poesie. Da er in dieser Schrift am aller entschiedensten von Jesu Christo Zeugnis ablegt, so ist es erklärlich, daß von der Aufklärung jener Zeit diese Schrift als Magazin von Schwärmerei ausgerufen wurde. Göthe wandte sich von da an immer entschiedener von Lavater, seinem einst vertrauten

und verehrten Freunde ab. Für Lavater selbst war dieser Erfolg seiner Schrift nicht befremdend. Er sagt selbst darin: Man kann von Pontius Pilatus wenig sagen, ohne vieles von Jesu Christo zu sagen und zwar vieles von dem leidenden, sterbenden, gekreuzigten Jesus Christus, der Freude und dem Hohne aller Zeiten, der Wonne und dem Schrecken der Ewigkeiten.

Im Jahre 1786 bekam Lavater einen Ruf als Prediger an die Ansgariuskirche in Bremen, er nahm aber den Ruf nicht an, sondern blieb in seinem lieben Zürich, wo er dann noch in demselben Jahr einstimmig zum ersten Pfarrer an der Peterskirche erwählt wurde und zu seinem Nachfolger im Diakonat seinen Herzensfreund Pfenninger erhielt. Viel Liebe und große Ehre wurde ihm zu teil, als er eben in dem Jahr 1786 eine Reise nach Bremen machte. In Bremen empfing man ihn wie einen Heiligen und alles beeiferte sich, ihm Beweise von Hochachtung und Liebe zu erweisen. Einige Jahre später bekam er eine Einladung zu einer Reise nach Kopenhagen. Dort war ein Kreis frommer, aber schwärmerischer Christen, zu welchen der Prinz Carl von Hessen und der Minister Bernstorff gehörte. Lavater stand schon einige Jahre im brieflichen Verkehr mit ihnen und reiste dann 1793, um persönlich mit ihnen bekannt zu werden, nach Kopenhagen. Auch bei dieser Reise wurde ihm viel Liebe und Ehre zu teil. In Kopenhagen predigte er über das Gebet und machte durch diese Predigt besonders einen tiefen Eindruck auf den nachmals berühmten Naturforscher Heinrich Steffens. Es war dem Zuhörer, als vernehme er zum erstenmal eine Stimme, nach der er sich lange gesehnt, und wieder, als würde er aus einem langen Schlaf mit Donnerstimme aufgeweckt.

Nun aber folgten in Lavaters Leben auch Zeiten der Prüfung. Vom Jahre 1794 an wurde seine Gesundheit sehr leidend. Um sich oft an den Tod zu erinnern, setzte er eine Zeit lang oben auf jedes Blättchen Papier, auf welches er

etwas schrieb, die Worte: Schreib, als wärs dein Letztes! In dieser Zeit regte sich der französische Revolutionsgeist auch im Canton Zürich gewaltig. Trotz seines leidenden Zustandes verwandte Lavater alle seine Kräfte dazu, um Ruhe und Frieden zu erhalten, schrieb auch 1798, als die Franzosen in der Schweiz einrückten, das „Wort eines freien Schweizers an die große Nation." Im Jahr 1799 kam er in den Verdacht einer geheimen Verbindung mit Österreich und Rußland. Es wurden ihm sofort alle Papiere weggenommen und er selbst wurde von Dragonern aus Zürich nach Basel geführt. Dort wurde er mehrfach verhört, aber nach einiger Zeit wieder freigelassen.

Bald darauf kam für ihn die letzte Feuerprobe. Als nämlich am 25. September 1799 der General Massena die österreichisch-russische Armee geschlagen hatte, rückten die Franzosen den andern Tag in Zürich ein. Lavater stand unter seiner Hausthüre, um nachzusehen, ob er nicht seine Gemeindeglieder in der Stadt besuchen könnte. Da kam ein Soldat auf ihn zu mit gezogenem Säbel und schrie: Geld her! Lavater rief einen andern Soldaten, welchem er kurz vorher Wein und Brot gereicht hatte, zu Hilfe. Aber dieser rannte wütend auf Lavater los und setzte ihm das Bajonett auf die Brust. Zugleich drückte er sein Gewehr ab und die Kugel ging Lavater unmittelbar unter der Brust durch den Leib. Die Schmerzen dieser Verwundung trug Lavater mit großer Geduld. Mitte Dezember hatte er sich so weit erholt, daß er die Kanzel wieder besteigen konnte. Er predigte über Psalm 71, 7. 8: Ich bin vor vielen wie ein Wunder, aber du bist meine starke Zuversicht. Aber gegen Ende des Januar 1800 wurden die Schmerzen so heftig, daß er nun seinem Amt nicht mehr nachkommen konnte. Am 14. September 1800 ließ er sich am allgemeinen Bußtag ganz schwach in die Kirche führen, um noch einmal zu seiner Gemeinde zu sprechen und mit ihr das hl. Abendmal zu feiern.

In einem Briefe an seinen Freund Karg in Nürnberg

vom 14./15. November 1799 beschreibt Lavater selbst seine Wunde also: Meine Wunde unmittelbar unter den Rippen auf der rechten Seite war nicht viel minder als anderthalb Zoll lang. Jetzt hat sie sich beinahe auf 1/2 Zoll Länge verkürzt. Die linke Wunde, wo die Kugel wieder herausging, war keinen Zoll breit, sie hatte nur die Breite der Kugel. Diese verursacht mir wenig Schmerz, sie hat sich sehr verkleinert, doch will sie nicht völlig zuheilen. Die Länge des Ganges der Kugel von einem End zum andern war wenigstens sechs Zoll. Oft kehrt dieselbe Empfindung des zusammenziehenden Schmerzes, die ich gleich nach dem Schuß hatte, wieder zurück, sie dauert aber nicht lange. Die entsetzlichsten Schmerzen dauern nie eine Viertel-Minute, kommen aber nach wenig Sekunden wieder. — Gegen Ende des Jahres 1800 stieg sein Leiden immer höher, so daß er oft Viertelstunden lang aufschreien mußte. Für seinen Mörder bat er um Verzeihung und flehte priesterlich für ihn. Er hatte von Anfang an die Bitte ausgesprochen, daß man dem Namen des Soldaten nicht nachfragen möge. Als er am 2. Januar 1801 mittags aus einem tiefen Schlummer erwachte, sah er die Seinigen mit brechendem Auge an und rief ihnen noch zu: Betet, betet! — Bald darauf entschlief er sanft um 3 Uhr nachmittags.

Sonntagsbibliothek: J. C. Lavater von Bodemann. — Koch, Kirchenlied. — Leben von Chr. Fr. Buchrucker.

---

10. Antonio Carrasko,

geb. zu Malaga, am 19. Januar 1843,
gest. auf dem Meer, am 22. November 1873.

Nach Spanien kam die Reformation wunderbarer Weise gerade durch den Mann, welcher in Deutschland die Reformation zurückzuhalten und zu unterdrücken suchte, durch Kaiser Carl V. Manche seiner Begleiter, die mit ihm von Spanien nach Deutsch-

land gekommen waren, wurden hier von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen und als sie nach Spanien zurückkehrten, ging ihr Mund über von der seligen Botschaft des Heiles in Jesu Christo. So erwachte in vielen Städten evangelisches Leben, namentlich in Sevilla und Valladolid. Aber in keinem Lande wurden die evangelischen Regungen grausamer niedergeschlagen, als in Spanien durch die Inquisition. Die erste feierliche Verbrennung von Evangelischen (Autodafee) wurde in Valladolid veranstaltet am 21. Mai 1559. Dabei erlitt Augustin Cazalla, welcher früher Caplan des Kaisers Carl V. gewesen war, mit seiner Mutter und vier Geschwistern den Märtyrertod. Ein zweites Autodafee wurde am 8. Oktober desselben Jahrs wieder in Valladolid gehalten, als Philipp II. aus den Niederlanden nach Spanien zurückkehrte. Und so fuhr die Inquisition fort, bis der evangelische Glaube ausgerottet war.

Seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts fängt es in dem finstern Lande wieder an zu tagen. Durch den Prediger Ruet aus Barzelona gebürtig, der in Italien zum Glauben gekommen war, wurde in Barzelona evangelisches Leben geweckt, aber bald erhob sich auch die Feindschaft. Im Jahre 1860 kamen mehrere Evangelische ins Gefängnis; unter ihnen war Carrasko.

Antonio Carrasko war der Sohn armer Eltern in Malaga im südlichen Spanien. Durch seine Gaben machte er in dem Seminar, das er besuchte, schnelle Fortschritte. Der in dem Knaben frühe rege gewordene Wunsch, sich dem geistlichen Stande zu widmen, veranlaßte denselben, sich enge an einen damals sehr beliebten Priester anzuschließen. Als zu Anfang der fünfziger Jahre in Malaga die Cholera ausbrach, wurde dieser Priester bei seinen Krankenbesuchen von dem Knaben Carrasko begleitet, welcher furchtlos und unermüdet ihm zur Seite stand. Die ersten Eindrücke von der evangelischen Wahrheit bekam er durch Jose Gonzalez. Bald war sein Glaube

und seine Liebe zu Jesu so stark in seinem Herzen, daß er es nicht unterlassen konnte, das Evangelium in kleineren Kreisen zu verkündigen. Dieses geschah besonders in dem Hause des Bildhauers Antonio Marin. In jener Zeit bildete sich ein Comite in Malaga, das im Geheimen für die Ausbreitung des Evangeliums wirkte. In dieses gewählt, wurde Carrasko nach Gibraltar geschickt, um mit dem Prediger Ruet, der von Barzelona nach Gibraltar gezogen war, sich über verschiedene Punkte der christlichen Kirche zu besprechen und zugleich zu erforschen, auf welche Weise Bibeln und Neue Testamente von Gibraltar aus ins Land gebracht werden könnten. Da brach im Jahr 1860 die Verfolgung der Evangelischen in Spanien aus. Zunächst kam Manuel Matamoros aus Barzelona mit einigen Andern nach Granada ins Gefängnis im Oktober 1860. In Granada wurden 18 Personen eingezogen, aber außer Einem wieder freigelassen. Dieser Eine war der Hutmacher Alhama, welcher der kleinen evangelischen Gemeinde in Granada vorstand. Vier Monate später wurde Carrasko und mit ihm Marin und Gonzalez in Malaga gefangen gesetzt. Den Richtern gegenüber zeigte sich der erst 17jährige Carrasko als standhafter Glaubensheld. Ebenso bewies er in der mehr als zweijährigen Kerkerhaft große Freudigkeit im Leiden für die Sache des HErrn. Die vielen mit ihm im gleichen Raum eingesperrten Verbrecher bekamen tiefe Eindrücke durch seine Verkündigung des Wortes Gottes und durch den christlichen Wandel, welchen sie an ihm und seinen zwei Freunden sahen.

Es wurden nun von andern Ländern Versuche gemacht, die Befreiung der Gefangenen zu bewirken. Von England aus wurde General Alexander an die Regierung nach Madrid geschickt; seine Mission blieb jedoch erfolglos. Hierauf wurde der Königin Isabella von 30,000 Frauen aus Frankreich eine Bittschrift gesandt, worin sie um die Befreiung der Evangelischen baten. Die Königin antwortete aber: „lieber lasse ich

mir die rechte Hand abhauen, als daß ich die Protestanten begnadige." Da entschloß sich die evangelische Allianz, eine Gesandtschaft von Vertretern aus allen Ländern nach Madrid zu senden. Österreich, Preußen, Bayern, Dänemark, England, Frankreich, Holland, die Schweiz und Schweden sandten von ihren vortrefflichsten Männern, welche sich am 19. Mai 1863 in Madrid zusammen fanden. Zwei derselben sollten den Bittgang zur Königin wagen. Zuvor aber vereinigten sich die Männer aus allerlei Ländern zum Gebet um das Gelingen ihres Vorhabens. Da ertönte lautes Rufen von der Straße: „Die Gefangenen sind in Freiheit gesetzt." Es hatte nämlich gerade damals das Ministerium O'Donell abgedankt. Ein alter Rat der Königin, Miraflores, der mit der Constituierung des neuen Ministeriums betraut war, machte der Königin Isabella den Vorschlag, den evangelischen Vertretern des Auslandes zuvorzukommen und ehe sie in Audienz empfangen würden, das Urteil der evangelischen Spanier, das auf Galeerenstrafe lautete, in eine Landesverweisung von sieben und neun Jahren zu verwandeln. So war auf wunderbare Weise erfüllt: Es soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören. (Jes. 65,24.)

Die Befreiten wurden, um jede Kundgebung des Volkes zu vermeiden, auf Umwegen zum Schiffe gebracht, welches sie nach Gibraltar bringen sollte. Dort blieben sie, bis für jeden ein passender Aufenthalt sich gefunden hatte. Carrasko wurde nach Genf geschickt, um dort Theologie zu studieren. Nachdem er dort 3½ Jahre zugebracht und ein sehr gutes Examen gemacht hatte, wollte er auch die deutsche Theologie kennen lernen und hörte im Sommer 1868 Vorlesungen bei Professor Beck in Tübingen. Nach diesem hielt er sich noch einige Zeit in Stuttgart auf. Überall, wo er länger verweilte, wurde er bei seinem liebevollen Wesen wie zur Familie gehörig bebetrachtet.

So lange er noch in Stuttgart war, brachten die Zeitungen die Nachricht, daß eine Revolution in Spanien ausgebrochen und die Königin Isabella aus Spanien vertrieben worden sei. Als bald darauf die Religionsfreiheit in Spanien proklamiert wurde, verlangte ihn, in seine Heimat zu eilen und seinen Brüdern das Wort Gottes zu verkündigen. Er ging nach Genf und die dortige Comite für die Evangelisation Spaniens sandte ihn sofort nach Madrid. Den 11. November 1868 langte Carrasko in Madrid an und war der erste von den Verbannten, welcher seinen Landsleuten frei und ungehindert das Evangelium verkündigen durfte. Mit großem Eifer ging er ans Werk und durch seine vortreffliche Rednergabe und Überzeugungstreue sammelte sich bald ein großer Kreis von Zuhörern um ihn. So entstand nach und nach die Gemeinde der Madera baja, die sich stets mehrte und bis zu seinem Ende in treuer Liebe mit ihm verbunden blieb. Neben seinem Predigtamt und den Krankenbesuchen widmete er einen Teil seiner Zeit der Herausgabe eines evangelischen Blattes: la luz, das Licht, mit welchem er viel Gutes stiftete. Im Sommer 1870 verheiratete er sich mit einer evangelischen Spanierin. Durch Briefwechsel und jeweilige Besuche blieb er mit seinen Freunden in Holland, Deutschland und der Schweiz in engem Verbande, von welchen Ländern ihm reichliche Gaben für sein Werk zuflossen.

Im Sommer 1873 erging an ihn eine Einladung, die Versammlung der evangelischen Allianz in Newyork zu besuchen; er nahm sie gerne an, weil er hoffte, dort für die Evangelisation Spaniens Interesse zu erwecken und Gaben zu erhalten. Nachdem er sich mehrere Wochen in Amerika aufgehalten hatte, sehnte er sich sehr nach seiner Familie und seinem Heimatlande zurück. Er schiffte sich am 15. November 1873 mit vier Freunden der Allianz auf dem Dampfschiff „Stadt Havre" ein. Professor Pronier, sein früherer Lehrer in Genf, war

auf der Reise sein hauptsächlichster Umgang und hatte seine Kajüte auf dem Schiff dicht neben der seinigen. Da geschah am 22. November auf dem atlantischen Meer der furchtbare Zusammenstoß des englischen Schiffes „Loch Earn" mit dem französischen Schiff „Stadt Havre." In einer Viertelstunde war das letztere versunken und ein großer Teil seiner Passagiere fand den Tod in den Wellen. Unter diesen war auch Carrasko. Seine Allianzfreunde wurden gerettet.

So gefiel es Gott, ihn auf diese erschütternde Weise von dem Werke der Evangelisation Spaniens wegzunehmen. Doch das Werk geht unter dem Segen Gottes fort. Ein unermüdeter Arbeiter an demselben ist der deutsche Prediger Fliedner aus Kaiserswerth.

Christenbote 1874. — Evang. Kirchen- und Schulblatt.

---

11. Carl Friedrich Wilhelm Stöber.

geb. zu Pappenheim in Baiern am 30. November 1796,
gest. zu Pappenheim am 6. Januar 1865.

Es ist der freundliche „Erzähler von der Altmühl," der mit seinen Erzählungen in den Jugendblättern, wie mit anderen Geschichten viele junge und alte Leser erfreute. Der Schneider von Gastein, Sabina die Bleicherin, der wunderbare Plüsch sind wohlbekannte Erzählungen. — Sein Vater war Kommerzienrat und Hofapotheker zu Pappenheim an der Altmühl, nicht weit von den Solenhofer Steinbrüchen, von welchen die Lithographiesteine in alle Welt ausgehen. Da führte er in der Apotheke seines Vaters von früher Jugend den Klöpfel in dem großen Mörser, zur Erholung aber durfte er auch in den nahen Wäldern sich umtreiben. So lange er das Gymnasium in Ansbach besuchte, kam die Zeit der Erhebung Deutschlands gegen Napoleon. Schüler und Lehrer wurden von der Begeisterung ergriffen und übten sich fleißig in den

Waffen. Von Ansbach zog er 1814 auf die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren, wozu ihn die Eltern, namentlich seine gottesfürchtige Mutter, bestimmt hatten. 1818 verließ er die Universität und wurde Hofmeister des jungen Grafen Haupt zu Pappenheim. Aber bald darauf starb sein Zögling und er selbst wurde von einem schmerzlichen Ohrenleiden befallen, das ihn auf einige Zeit so taub machte, daß er das Läuten der Kirchenglocken nicht mehr hörte. Er genas wieder und schon 1819 wurde er Subrektor und Pfarradjunkt zu Pappenheim. Auf dieser gering besoldeten Stelle machte er seine ersten Versuche im Schreiben von Erzählungen, hatte aber zuerst kein Glück dabei, denn der Buchhändler, welchem er seine Arbeit zum Drucken zuschickte, sandte ihm dieselben mit den Worten zurück, er könne solche Sachen nicht brauchen. Nach einiger Zeit machte er neue Versuche. Diese fielen günstiger aus und nun war der Weg gebahnt, auf welchem er zum Jugend- und Volksschriftsteller wurde. So lange er in Pappenheim angestellt war, verheiratete er sich mit Emilie Roth, welche in Triest geboren, später mit ihren Eltern nach Weissenburg in Baiern übergesiedelt war. Aber bei dem geringen Einkommen ging es durch manche Sorgen der Nahrung hindurch und wie er selbst sagte, lernte er beim Zunehmen der Familie aus vollem Herzen die vierte Bitte im Vater-Unser beten: Unser täglich Brot gib uns heute. Nachdem er 14 Jahre auf der Stelle ausgeharrt, erhielt er die zweite Pfarrstelle zu Weissenburg am Sand. Es war in den zwanziger Jahren auch in Baiern, wie im übrigen Deutschland ein neues Glaubensleben nach dem geistigen Tode erwacht. In Erlangen stand seit 1817 der reformirte Pfarrer Krafft, aus Duisburg gebürtig, im Jahr 1818 wurde er auch Professor der Theologie daselbst und hatte in beiden Eigenschaften eine weitgreifende, gesegnete Wirksamkeit. In Franken gab Heinrich Brandt, Pfarrer in Roth, seit 1831 Dekan in Winds-

bach, das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt heraus, indem er unterstützt von den Brüdern August und Heinrich Bomhard und andern Freunden, einen erfolgreichen Kampf gegen den Unglauben führte und vielen Geistlichen zum Segen wurde. Die Gnade Gottes, die in dieser Zeit auch an Stöber gearbeitet hatte, führte ihn in Weissenburg noch tiefer in das Glaubensleben hinein, besonders durch seinen Freund Donner, der als dritter Pfarrer in dieser Gemeinde angestellt war. Er zeigte sich als treuer Seelsorger und wurde als solcher erkannt und geliebt. Aber immer behielt er ein Heimweh nach seiner Vaterstadt im Herzen, so daß sogar seine Gesundheit darunter litt. Nach acht Jahren wurde sein Sehnen gestillt, da er von dem Patronatsherrn, Graf Karl zu Pappenheim, als Dekan und Stadtpfarrer nach seinem lieben Pappenheim zurückberufen wurde. Hier fand er ein großes Arbeitsfeld und nur durch seine Pünktlichkeit und Ordnungsliebe wurde es ihm möglich, neben den amtlichen Geschäften immer neue Erzählungen seinem Freund Dr. Barth in Calw für dessen „Jugendblätter" zu liefern. Im Sommer stand er morgens um vier Uhr an seinem Pult und freute sich, wenn er seinem Nachbar, dem Schmid den Rang abgelaufen und vor diesem an der Arbeit war. In diesen frühen Morgenstunden schrieb er seine meisten Erzählungen. Wenn er gleich mit seiner Zeit geizte und bei Besuchen, die nur zum Plaudern kamen, sich bald entfernte, so machte es ihm dagegen Freude, wenn in den Vakanzen Jünglinge, namentlich aus Norddeutschland in das Altmühlthal kamen und ihn aufsuchten. Er war gleich bereit, ihnen als Führer nach den nahe gelegenen Schieferbrüchen von Solenhofen zu dienen.

Seine Thätigkeit als Prediger und Seelsorger war eine segensreiche in Pappenheim. Es war ihm gegeben, mit milden und sanften Worten die Herzen zu erweichen, er konnte aber auch, wo es Not that, ein scharfes Wort gebrauchen. Der

Unfriede war ihm besonders zuwider, darum war er auch unermüdet, wo er von Unfriede hörte, den edlen Frieden wiederzubringen. Auch im Umgang mit Amtsbrüdern war er ein Mann des Friedens und mischte sich ungern in theologische Streitfragen. So verwaltete er sein Amt 23 Jahre in Pappenheim, bis er nach manchen Glaubensproben vom HErrn heimgerufen wurde. Unter diese Glaubensproben gehört namentlich der Tod von zwei erwachsenen Söhnen. Sein ältester Sohn starb nach längerer Kränklichkeit im 25sten Lebensjahr, ein anderer Sohn hatte eben seine Studien vollendet, als er zu München an der Cholera plötzlich starb, 21 Jahre alt. Diese Todesbotschaft traf den Vater besonders schwer. Aber Gott führte ihn noch tiefer in das Leiden hinein, daß es ihm wie dem Hiob erging. Einige Jahre vor seinem Tode befielen ihn auf einmal schwere körperliche Leiden. Als Folge davon kam eine Schwermut über ihn, welche ihn beinahe zu Boden drückte. Alle Freudigkeit und alles Selbstvertrauen war dahin. Er wollte nicht mehr ins Freie gehen und so oft die Hausglocke gezogen wurde, erwartete er eine Hiobspost. Er suchte in dieser schweren Zeit besonders in den Psalmen Trost. Die Seinigen fanden später viele Stellen in den Psalmen angestrichen, die ihm in dieser Zeit wichtig geworden, so Psalm 38, 2—4. HErr, strafe mich nicht in deinem Zorn. Ps. 23. Der Herr ist mein Hirte. Beinahe ein ganzes Jahr dauerte dieser Zustand und auch nachdem er wieder davon genesen, blieb ihm noch eine große Ängstlichkeit. Er konnte daher von dieser Zeit sein Amt nicht mehr allein versehen. Einige Zeit vor seinem Tode befielen ihn Ohnmachten, die Vorboten seines nahen Abschiedes. Der HErr erfüllte sein Sehnen nach einem seligen und sanften Ende und nahm ihn nach einem Krankenlager von acht Tagen zu sich im Frieden am 6. Januar 1865, im Alter von 68 Jahren.

Jugendblätter von Dr. Gundert 1867. Januar.

---

12. Aloys Henhöfer,

geb. in Völkersbach in Baden am 11. Juli 1789,
gest. zu Spöck am 5. Dezember 1862.

Wenn man von Ettlingen durch das Albthal nach Herrenalb wandert und kommt an Marxzell vorüber, so liegt da rechts droben auf einem Ausläufer des Schwarzwaldes das katholische Dorf Völkersbach. Dort wurde im Jahr der französischen Revolution dem Bauern Hans Martin Henhöfer ein Söhnlein geboren, das den Namen Aloysius erhielt. Die Mutter Theresia, geb. Artmann war eine fleißige Beterin, welche schon vor Geburt des Kindes dem HErrn gelobte, dasselbe dem geistlichen Stande zu widmen. Denn ihr höchster Wunsch war, einen „geistlichen Sohn" zu haben. Als das Kind heranwuchs, nahm sie es fleißig mit in die Messe oder zum Wallfahrtsort Moosbronn. Unterwegs erzählte sie ihm die Geschichten der Heiligen und Märtyrer, daß der Knabe am liebsten Missionar geworden wäre.

Den ersten Weg zur Erfüllung des mütterlichen Wunsches bahnte der Pfarrer Beyerle, der zuvor Pfarrer in Mühlhausen gewesen war, eben in dem Ort, wo später Henhöfer Pfarrer wurde. Dieser Mann wurde in der Schule auf den fähigen Knaben aufmerksam und gab ihm Unterricht in der lateinischen Sprache. Mit dem 13. Jahr kam er in die Schule nach Rastatt und später auf die Universität Freiburg, wo er von einem Hofrat zum Hauslehrer angenommen wurde und aus dem Marxzeller Heiligen eine Unterstützung von 150 Gulden erhielt. In Freiburg wurde er mit den Schriften von Johannes Tauler und Thomas von Kempis bekannt. Im Jahre 1814 erhielt er durch den Fürst Primas, als Bischof von Constanz die vier unteren Weihen, kam dann in das Seminar zu Meersburg, wurde aber krank und kehrte zu seinem Pfarrer

in die Heimat zurück. Nachdem er noch die drei oberen Weihen von dem Fürsten von Hohenlohe empfangen, berief ihn der Freiherr von Gemmingen als Hauslehrer und zweiten Kaplan nach Steinegg. Diese Familie von Gemmingen gehörte einem katholischen Zweig des sonst evangelischen Stammes an und war im untern Würmthale ansäßig. Auf dem linken Ufer liegt Steinegg, gegenüber auf dem rechten Ufer Tiefenbronn, in dessen Kirche an den Langseiten Grabstein an Grabstein der Familie von Gemmingen steht; die Kirche hat auch durch ihre alten Altargemälde einen in der Kunstgeschichte bekannten Namen. Eine Stunde thalaufwärts liegt ebenfalls auf dem rechten Ufer Mühlhausen a. d. Würm, hart an der württembergischen Grenze. Henhöfer nahm den Ruf nach Steinegg 1815 an, aber schon nach zwei Jahren ernannte ihn der Freiherr von Gemmingen zum Pfarrer in Mühlhausen. Diese Gemeinde galt für eine sehr verdorbene. Stehlen, Schmuggeln, Jagd- und Forstfrevel waren da zu Hause. Henhöfer ging mit jugendlichem Eifer ans Werk und setzte den Leuten mit scharfen Predigten zu. Aber damit war ihnen nicht geholfen. Henhöfer selbst sagte später: „Wenn der Bauer auch alle Tage mit seinem Pflug über seinen Acker fährt und das Unkraut ausreutet, so trägt er darum noch lange kein Korn. Einsäen ist notwendig. Hätte Moses den Leuten helfen können, so wäre Christus nicht nötig gewesen." Nach dreiviertel Jahr kam der Ananias, der dem Pfarrer Henhöfer die Augen aufthun sollte. Das war ein junger Mann, Namens Fink, der als Hofmeister in das Gemmingen'sche Haus eintrat. Er war ein Schüler von Michael Sailer,*) Professor in Landshut und nachher Bischof, bekannt durch seinen frommen Sinn, der auch mit vielen Evangelischen in Verbindung stand. Dieser Hofmeister Fink, welcher schon in Freiburg mit Henhöfer bekannt gewesen, hatte von Landshut einen ganz andern Sinn mitgebracht. Es war

*) Bodemann, F. W., Johann Michael v. Sailer, weiland Bischof von Regensburg. Nebst Sailers Porträt. 280 S. 8. Fr. 1,10 — 90 Pf. Verlag von C. F. Spittler in Basel.

eine innere Unruhe in ihm, er suchte und rang nach Wahrheit. Seine Worte machten einen tiefen Eindruck auf Henhöfer, besonders der Rat, die hl. Schrift zu lesen und sich ganz an sie zu halten. Fink kehrte nach wenigen Monaten wieder nach Landshut zurück. Aber seine Worte waren auf einen empfänglichen Boden gefallen. Henhöfer folgte seinem Rat, die hl. Schrift wurde sein tägliches Brot, er lernte viel davon auswendig und verglich die Auslegung frommer Männer. Insbesondere wurde ihm die Schrift von Martin Boos: „Christus für uns" zu großem Segen. Dieser Prediger der Gerechtigkeit aus dem Glauben hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts viele Christen in Baiern und Österreich zu Christo geführt und durch seinen Glauben ist er noch jetzt, wiewohl er gestorben, ein lauter Zeuge von Christo in der katholischen und evangelischen Kirche. — Da nun in Henhöfer ein Glaubensleben erwacht war, konnte er auch seine Zuhörer zu einem neuen Leben führen. Viele wachten auf und fragten mit Ernst: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Seine Predigten gingen nun alle auf das Centrum, wie der Mensch gerecht werde vor Gott. Da man solche Predigten weder in der katholischen Kirche noch in der evangelischen der damaligen Zeit zu hören gewohnt war, so entstand bald eine mächtige Bewegung in beiderlei Kirchen der Umgegend. Stundenweit kamen die Leute, um den römischen Priester zu hören, der so gewaltig von Glauben und Rechtfertigung predigte. Nicht lange stand es an, so kamen auch die Werke nach. Haushaltungen, die in jahrelangem Unfrieden gelebt, reichten sich die Hände, vom Stehlen hörte man nichts mehr, in jener Zeit kam kein Prozeß und kein Eid mehr vor.

Natürlich blieb solches entschiedenes Zeugnis von Christus nicht ohne Widerspruch und Feindschaft. Es kam zu Klagen, besonders von Seiten der benachbarten Geistlichen, denen ihre Leute aus der Kirche wegblieben, um nach Mühlhausen zu

gehen und Henhöfer zu hören. Die Klagen drehten sich um die Zusammenkünfte am Sonntag zur Erbauung aus Gottes Wort und um Henhöfers Rechtgläubigkeit. Am 11. September 1819 wurde er zum erstenmal zur Verantwortung nach Bruchsal gefordert, darauf folgten weitere Anklagen, bis er endlich am 8. März 1821 auf die Pfarrei Büchenau versetzt wurde. Allein die Gemeinde zu Mühlhausen und an ihrer Spitze der Patron derselben, Herr von Gemmingen wandte sich an den Großherzog Ludwig und machte die Versetzung rückgängig. Doch die Gegner ruhten nicht. Am 7. März 1822 mußte Henhöfer ins Seminar nach Bruchsal, um weiter verhört zu werden. Hier behielt man ihn ein Vierteljahr. Von dem langen Aufenthalt daselbst, da er wie in einem Gefängnis war, fing seine Gesundheit an zu leiden. Da machte sich Herr von Gemmingen auf und ging zum Großherzog. Auch verwandte sich eine Deputation seiner Gemeinde für ihn. So bekam er auf acht Tage Urlaub. Als diese vorüber waren, bat er um Verlängerung, die ihm aber abgeschlagen wurde. Nun schickte er ein Zeugnis des Arztes und eine Schrift ein, an deren Schluß er bittet, ihn entweder aus Gottes Wort zu widerlegen oder lieber aus der katholischen Kirche auszuschließen. Darauf folgte durch das Generalvikariat die Entscheidung am 16. Oktober 1822, Henhöfer habe sich durch seine Schrift aus der katholischen Kirche selbst ausgeschlossen und er sei somit abgesetzt. Nun nahm er seine Zuflucht nach Schloß Steinegg. Dort schrieb er sein „Glaubensbekenntnis.“ Ursprünglich war dies zu seiner Verteidigung geschrieben, es ist aber ein Andachtsbuch geworden, das in vielen Gemeinden Badens und auch außerhalb heimisch wurde. Noch wird es in manchen Häusern wie ein Heiligtum aufgehoben und immer wieder gelesen.

Bei seinen Anhängern in Mühlhausen reifte während des Winters der Entschluß, aus der katholischen Kirche in die

evangelische überzutreten. Sie wandten sich an ihren Patron, Julius von Gemmingen, der gerade in Karlsruhe war. Da entschloß sich auch dieser selbst zum Übertritt und schrieb am 19. Januar 1823 an Henhöfer: Ja, lieber Freund, der Sie uns den Weg zu Christo durch das ewig wahre Wort so treu gezeigt haben, empfangen Sie aus einem dankbaren Herzen die frohe Kunde und sagen Sie es gleich meinem guten, lieben Weib, welches Christum früher als ich in ihr Herz aufnahm, daß auch ich mit meinem ganzen Hause der römischen Kirche den Abschied gegeben. — Nun folgte Henhöfer nach und bat am 7. März ebenfalls um Aufnahme in die evangelische Kirche. Am 6. April wurde sodann die junge Gemeinde mit ihrem Gutsherrn und seiner Familie und Pfarrer Henhöfer in die evangelische Kirche aufgenommen und am 11. April wurde Henhöfer in Pforzheim ordiniert.

Der Übertritt Henhöfers und seiner Gemeinde machte in ganz Deutschland großes Aufsehen. Von allen Seiten kamen Briefe der freudigen Teilnahme, von Hoch und Nieder, vom Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, von den Grafen Recke, Dohna, Auersperg, auch von Frauen, von der Großherzogin von Sachsen, von Anna und Kleopha Schlatter. Henhöfer hielt sich indessen in Steinegg auf und wartete, bis ihm eine Pfarrei übertragen wurde. Denn seiner jungen Gemeinde wollte man ihn nicht geben. Am Pfingstmontag 1823 sollte er in einem Dorfe bei Karlsruhe predigen. Er predigte über den Text des Tages: Also hat Gott die Welt geliebt. Der Großherzog erschien selbst und äußerte nachher: Nun habe ich wieder seit zwanzig Jahren eine evangelische Predigt gehört. Auch Prälat Hebel war anwesend. Er freute sich besonders der Stelle, da Henhöfer die Liebe Gottes mit der Liebe einer Mutter zu ihrem kranken Kinde verglich. Auf diese Predigt wurde Henhöfer zum Pfarrer in Graben, zwei Stunden von Bruchsal ernannt am 1. Juli 1823.

Lieblich erscholl auch hier aus seinem Munde die Predigt von der freien Gnade. Sie fand Freunde und stieß auf Feinde. Namentlich wehrte sich der Rationalismus benachbarter Geistlicher um sein Leben und es gab neue Anklagen. Da kam der Großherzog selbst nach Graben, um seinen verfolgten Schützling zu hören. Er war über die Predigt desselben sehr erfreut und äußerte: Das geht einem durchs Herz. Dadurch bekam nun Henhöfer Ruhe vor seinen Feinden. Aber dafür mußte Henhöfer jetzt einen innern Kampf durchkämpfen. Die Zeit der ersten Freudigkeit war vorüber, der Blick in die freie Gnade verdunkelte sich und wie Berge umringten ihn seine Sünden. Dazu kam, daß ein edler Katholik an ihn schrieb mit der herzbeweglichen Bitte, wieder in die Arme seiner Kirche zurückzukehren. Doch der HErr schickte ihm wieder Licht in dies Dunkel. Ein herrlicher Brief des Freiherrn von Gemmingen zerriß den Flor, der sich über Henhöfers Geistesauge herabgelassen hatte. Vier Jahre war er in Graben gewesen, da hielt die Gemeinde in Spöck eine Stunde aufwärts an der Pfinz mit dem Filial Staffort bei dem Großherzog um Henhöfer an. So kam er 1827 nach Spöck, wo er bis zu seinem Ende blieb. Hier entschloß er sich nach langem Schwanken, in den Ehestand zu treten. Von seinem ehelichen Leben sagt er: Bis wir Eins im Sinne waren, gab es manche betrübte Stunde, aber der HErr half hier, wie schon oft. Seine Gattin starb nach schweren Leiden, die sie mit großer Geduld getragen, etliche Jahre nach Henhöfer. Seine Mutter, die er nach dem Tode seines Vaters zu sich genommen, starb bei ihm in Spöck 1833. Zuerst begleitete sie Henhöfer, der evangelische Pfarrer ins nächste katholische Ort zur Beichte. Später las sie fleißig in der Bibel und in Hillers Liederkästlein und wollte am Ende evangelisch sterben und begraben werden. So ruht sie in Spöck auf dem Kirchhof neben ihrem Sohne.

Auch in Spöck ging es nicht ohne Kampf ab. Doch

durfte er die Freude erleben, daß manche, die zu seinen entschiedenen Gegnern gehörten, seine besten Freunde wurden. Christoph Käß, der sein Nachfolger in Graben wurde, widerstand ihm bei den Zusammenkünften der Geistlichen mit besondrer Entschiedenheit. Nach und nach wurde er aus Henhöfers Gegner sein Verteidiger und zuletzt sein Freund, mit dem er aufs Innigste verbunden blieb bis zu seinem Tod am 6. Dezember 1843. Ein andrer Nachbar, Georg Adam Dietz, Pfarrer in Friedrichsthal war Hegelianer, dabei großer Jagdfreund. Längere Zeit kehrte er die Waffen seiner Gelehrsamkeit ganz gegen Henhöfer und gebrauchte die heftigsten Ausdrücke gegen ihn. Aber Saulus wurde zum Paulus und von da an, 1829, war Dietz der dritte im Bunde. Er starb bald nach Käß als Pfarrer zu Ichenheim am 4. Mai 1844. Zum erstenmal traten diese drei im Glauben verbundene Brüder mit einander in die Öffentlichkeit, als sie am Jubelfest der Augsburger Confession 1830 ihre Predigten zusammen herausgaben. Sie sollten aber bald noch näher zusammenstehen, für ihren Glauben mit einander zu streiten und zu leiden. Es sollte ein neuer Katechismus in Baden eingeführt werden. Im Jahr 1830 wurde ein solcher als Probe ausgegeben. Derselbe ließ aber besonders in den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens viel zu wünschen übrig. Und so ließen die drei im Glauben verbundene Geistlichen, denen sich noch vier andre anschlossen, eine „Prüfung" des Katechismus erscheinen, welche den Erfolg hatte, daß bei der Generalsynode 1834 mehrfache Verbesserungen an dem Katechismus vorgenommen wurden. Ihr mutiges Einstehen für die Sache des HErrn hatte aber auch noch den Segen, daß manche aus dem Schlaf aufgeweckt wurden, wie denn die Erweckung Henhöfers der Anfang einer weitgehenden Neugestaltung des christlichen Lebens in der evangelischen Kirche Badens wurde. Henhöfers Einfluß erstreckte sich besonders auch auf die jüngeren Geist-

lichen. Denn er hatte in Spöck die 34 Jahre, so lange er dort war, immer einen Vikar wegen des Filials Staffort. Sein erster Vikar war Hager, der nachher Pfarrer in Mühlhausen wurde; sein letzter Vikar war dessen Sohn. Einer der vielen Vikare war Emil Frommel, Henhöfers Biograph. Derselbe erzählt von seiner Vikariatszeit, wie ihn Henhöfer einmal fragte: was predigen Sie am nächsten Sonntag? — „Das ist nix," war Henhöfers bündiges Urteil über des Vikars Predigt, welche über den Text: Sehet die Vögel unter dem Himmel an — handelte. Gehen Sie mal hinauf in Ihre Stube und gucken Sie mal zwei Stunden zum Fenster hinaus. Der Vikar ging und merkte bald, warum. Da saß die ganze Spatzenzunft auf dem Nußbaum und er konnte gründlich studieren, was das für armselige Gesellen waren, die nichts wußten noch verstanden — und unser himmlischer Vater nähret sie doch. Nachher sagte Henhöfer: Es heißt nicht umsonst: Sehet sie an — und nicht: Lest über sie etwas im Buch!

Henhöfer richtete seine Blicke auch auf die Heidenwelt und stiftete den badischen Missionsverein, dessen Präses er bis ans Ende blieb. Aus seiner Gemeinde ging Philipp Winnes hervor, Missionar in China, gestorben 1874. Er war gebürtig vom Filial Staffort und wurde Unterlehrer in Spöck 1842 zu einer Zeit, da gerade eine gnädige Heimsuchung für die Gemeinde Spöck gekommen war. Auch in Winnes fing ein Gnadenwerk des HErrn an und sechs Jahre nachher trat er in das Missionshaus zu Basel ein.

Zu dem Eingang, den Henhöfer bei seinen Predigten fand, half zweierlei zusammen, einmal daß er ein Prediger der freien Gnade Gottes war, und dann daß er mit dem Volk zu reden verstand. Er redete viel in Gleichnissen. Vom Glauben sagte er einmal: Hängen muß man im Glauben am Heiland. Die Waggons, die nicht an der Lokomotive hängen, die bleiben stehen und kommen nicht mit. Wenn er über Glauben und

Werke sprach, wurde er besonders lebendig. Daß die Leute erst glauben müßten und darnach heilig leben, konnte er nicht oft genug sagen. „Hab' auch g'meint, sagte er, daß die Leute erst brav werden müßten, ehe sie zum Heiland kämen, aber 's ist nicht so. Erst essen und dann arbeiten, heißt's im Reich Gottes. Erst selig, dann heilig. Im siebzehner Jahr, im Hungerjahr, da war groß Elend. Da hat in Mühlhausen die Herrschaft beschlossen, einen neuen Weg anlegen zu lassen. Da hat man den Leuten die Hacken und Schaufeln gegeben zum Arbeiten und nach der Arbeit sollten sie Geld und zu essen haben. Aber nach zwei Stunden sind sie gekommen und haben die Schaufel hingestellt und gesagt: Wir können nicht arbeiten — wir sind zu schwach und kraftlos, gebt uns zu essen. Dann haben wir ihnen zuerst gekocht und sie haben sich satt gegessen und dann sind sie hin und haben gearbeitet wie der Feind. Seht also — erst Gnade, erst am Tisch sitzen und Seligkeit haben bei Jesu, und dann arbeiten, d. h. heilig leben."

In den letzten Jahren seines Lebens wurde er immer stiller und sehnte sich nach dem Feierabend. Diese Sehnsucht machte ihn immer weicher, herzlicher, liebreicher und dankbarer gegen den HErrn. Am Buß- und Bettag, welcher auf den letzten Tag des Kirchenjahrs 1862 fiel, predigte er, obgleich er bereits unwohl war, noch so eindringlich, daß seine Zuhörer diese Predigt nicht vergessen werden. Am Donnerstag darauf kam zu seinem Unwohlsein noch eine Erkältung hinzu, die er sich auf dem Weg nach seinem Filial Staffort zugezogen hatte. Eine schon öfters an ihm erprobte Wasserkur half ihm für den Augenblick, hinterließ aber eine große Schwäche und es trat bald eine nervöse Lungenentzündung ein. Da erhoben sich vieler Herzen und Hände für das Leben des geliebten Mannes. Er selbst aber bat, daß man ihn nicht länger aufhalten solle. Die Bangigkeiten nahmen zu und die Nächte

wurden immer schwerer. Trotzdem lag ihm seine Gemeinde und das Heil seiner Kirche immer noch am Herzen, insbesondre redete er öfters vom Unterricht seiner Konfirmanden. Ach, die liebe Jugend, seufzte er, die Nacht kommt über sie. — Oft tröstete er sich selber mit Psalm 42: Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Das letzte verständliche Wort aus seinem Munde war: Harre, harre! — Freitag, den 5. Dezember 1862, Morgens 5 Uhr durfte der müde Knecht Gottes zur ewigen Ruhe eingehen, im Alter von 73 Jahren.

Christenbote, 1834 und 1863. — Aloys Henhöfer von Emil Frommel 1880.

---

13. Georg Washington,

geb. im Staat Virginien am 22. Februar 1732,
gest. auf dem Landgut Mount Vernon am 14. Dezember 1799.

Er war der Sohn eines reichen Pflanzers in Virginien, welches damals zu den dreizehn englischen Colonieſtaaten in Nordamerika gehörte. Der Vater war ein Mann, dem die Wahrheit über alles ging. Er hatte dem Knaben einst ein Handbeil geschenkt. Einige Tage später fand er im Garten einen jungen blühenden Kirschbaum durchgehauen, welchen er mit besondrer Sorgfalt gepflegt hatte. Eben kam der Knabe mit seinem Beil fröhlich hereingesprungen und der Vater fragte ihn: „Wer hat das gethan?" Der Knabe erschrack, faßte sich und sagte: „Ich hab's gethan, lügen kann ich nicht." Der Vater umarmte ihn und rief: Gott sei Dank, daß er mir einen Sohn gegeben hat, der die Wahrheit liebt; ich will über meinen Baum nicht mehr trauern. — Wenn die Mutter, wie sie täglich pflegte, ihn und die jüngeren Geschwister um sich versammelte, um ihnen aus der Bibel oder aus einem andern Erbauungsbuche vorzulesen, so hörte er mit leuchtenden Augen

zu. — Als der Knabe elf Jahre alt war, starb der Vater; mit doppelter Treue wachte das Mutterauge über ihre Kinder. Georg ließ sich von einem Wink der Mutter leiten. Er hatte etwa in seinem 15. Jahr den Entschluß gefaßt, auf ein Kriegsschiff zu gehen, um sich dem Seewesen zu widmen. Schon waren seine Sachen gepackt, um auf das Schiff gebracht zu werden. Da sah er die Betrübnis seiner Mutter, welche ihren Sohn nicht unter das rohe Schiffsvolk gehen lassen wollte. Dies bewog ihn, seinen Entschluß aufzugeben und er erklärte seiner Mutter: „Ich bleibe.“ Die Mutter sah ihn lange an, dann brach sie in die Worte aus: „Georg, Gott hat verheißen, die Kinder zu segnen, die ihre Eltern ehren. Er wird auch dich segnen!“

Nun legte er sich mit großem Eifer auf Geometrie und Feldmeßkunst, sowie auf das Zeichnen von Karten. Daneben trieb er auf dem elterlichen Gut Landwirtschaft, pflügte und säte, führte die Sichel und die Sense, band Garben und führte sie heim. Um seiner Kenntnisse willen, die er im Vermessen zeigte, beauftragte Lord Fairfax den 17jährigen Geometer, ihm seine weit ausgedehnten Besitzungen zu vermessen und aufzunehmen. Das war eine schwere Aufgabe in einem Lande, wo weite Strecken noch mit Urwald bewachsen waren und dazwischen große Sümpfe sich ausdehnten. Zudem zogen die Indianer, die den Colonisten feindselig waren, zahlreich umher. Aber Washington verstand es, ihnen Ehrfurcht einzuflößen. Sie staunten, wenn sie sahen, wie er mit seiner Flinte das Wild so sicher traf und es that ihnen wohl, wenn der junge große Häuptling, wie sie ihn nannten, so herzlich und leutselig mit ihnen redete. Bei allen Gefahren, die er zu bestehen hatte, setzte er sein Vertrauen auf Gott. Jeden Morgen und jeden Abend kniete er an seinem harten Lager nieder und befahl sich in Gottes Hand. Als er endlich sein Werk glücklich vollbracht hatte und gesund und frisch, von Sonne und Wetter

gebräunt, zu seiner Mutter zurückkehrte, schloß sie ihn in ihre Arme, sank auf die Kniee und dankte Gott mit lauter Stimme, daß sie ihr Kind unversehrt wieder hatte.

So war Washington vorbereitet für die größeren Aufgaben, die seiner warteten. Die erste Aufgabe fiel ihm zu, da er fast noch Jüngling war, in dem Krieg, welchen England für seine Colonieen in Amerika mit den Franzosen und den von ihnen aufgehetzten Indianern führte. Die Franzosen bedrohten von den großen Seeen und von Ohio her, die Grenzen Virginiens. Washington wurde, 21 Jahre alt, als Haupt einer Gesandtschaft abgeschickt, erreichte aber bei den Franzosen nichts als höfliche Worte. Die Rückreise war voll Abenteuer. Ein tückischer Indianer, der sich freundlich gegen ihn und seine Begleiter stellte, führte sie in die Irre und feuerte zuletzt auf sie. Später kamen sie an den Allegany-Fluß, bauten ein Floß, kamen aber wegen der Eisschollen in dem Fluß nur bis zu einer Insel und verloren das Floß. Halb erfroren mußten sie die Nacht auf der Insel zubringen. Des Morgens aber war der Fluß zugefroren und ihr Leben war gerettet. In dem Krieg, der nun ausbrach und der von 1755—62 dauerte, verrichtete Washington manche tapfere That, besonders nahm er das französische Fort am Ohio weg, an dessen Stelle später die Stadt Pittsburg aufblüte. 1759 zog er sich auf das Landgut Mount Vernon am Potomak zurück, wo er sich verheiratete mit Martha Custis, einer jungen Witwe, welche ihm aus erster Ehe Kinder zubrachte, denen Washington ein treuer Vater wurde. Hier im Schooße der Familie, in der Arbeit auf seinen Wiesen und Feldern und in der Sorge für die Gemeinde, die ihn zum Kirchenältesten gewählt hatte, fühlte er sich recht glücklich.

Aber bald stiegen neue Wolken auf. England hatte in dem Krieg für seine Colonieen große Kosten aufgewandt und machte nun Ansprüche an dieselben zum Mittragen der Kosten.

Dabei trat England allzu gebieterisch auf und das reizte die Colonieen. Durch Stempelakte, durch Auflage auf Glas, Papier, Thee ging es Schritt für Schritt dem Kriege entgegen, in welchem die Colonieen ihre Unabhängigkeit vom Mutterland England erkämpften. Zum endlichen Siege trugen das Meiste bei die beiden Männer Washington als Feldherr, Benjamin Franklin als Staatsmann. 1775 wurde Washington vom Congreß zu Philadelphia zum Oberfeldherrn der amerikanischen Streitkräfte gewählt. Als er aus dem Congreß nach Hause kam, beugte er seine Kniee vor Gott und bat ihn um seinen Beistand für die schwere Aufgabe. Seiner Frau schrieb er: In einem Monat würde ich zu Hause und bei dir mehr wahre Freude genießen, als fern von dir in siebenmal sieben Jahren. Doch eine höhere Fügung hat mich auf diesen Platz gestellt. Gläubig vertraue ich deshalb der Vorsehung, die mich bisher stets beschirmt und mir Barmherzigkeit erzeigt hat. Wirklich hatte Washington eine schwere Aufgabe. Das Volksheer, das zusammengekommen war, betrug 14000 Mann, aber es fehlte an Allem, an Kleidung, an Lebensmitteln, an Munition und ganz besonders an Mannszucht. Gleichwohl gelang es Washington, schon im März 1776 die Engländer zum Abzug aus Boston zu nötigen. Mit wechselndem Glück wurde der Krieg geführt, bis die Amerikaner mehr Vorteile errangen und die Engländer sich endlich genötigt sahen, im Frieden 1783 die Unabhängigkeit seiner Colonieen in Amerika anzuerkennen. Als Washington nach dem Frieden seine Generalswürde niederlegte, richtete er an die Gouverneure sämtlicher Staaten ein Schreiben, das er mit den Worten schloß: Es ist mein inbrünstiges Gebet, Gott möge uns allen seine Gnade schenken, auf daß wir Gerechtigkeit üben, der Milde uns befleißen, nach der Bruderliebe, Demut und dem Frieden streben, die in dem Stifter unsers heiligen Glaubens uns als ein glänzendes Beispiel vorleuchten, welchem nachzu-

folgen wir uns mit demütigem Sinn bemühen sollen; denn nur dadurch können wir hoffen, ein beglücktes Volk zu werden.

Nun folgt noch die dritte große Arbeit seines Lebens. Die dreizehn vereinigten Staaten beriefen einen Congreß nach Philadelphia, um eine Verfassung für den neuen Staat festzusetzen. Washington wurde einstimmig zum Vorsitzenden des Congresses gewählt. Nach vier Monate langer Arbeit war die Verfassung fertig. Das Beste daran war Washingtons Werk. Das Oberhaupt der Republik sollte ein Präsident sein, welcher auf vier Jahre vom Volk gewählt wurde. Die erste Wahl fand im März 1789 statt. Allgemein wurde Washington gewählt. Er widmete nun seine ganze Kraft dem Vaterland. Sichtbar war auch seine Thätigkeit gesegnet; das Land blüte zusehends auf. Als die vier Jahre seiner Amtszeit vorüber waren, wurde er aufs neue und wiederum einstimmig zum Präsidenten gewählt. Als im Jahr 1797 die zweite Periode seiner Präsidentschaft zu Ende ging, war Washington fest entschlossen, auf sein Landgut Mount-Vernon für immer sich zurückzuziehen. Er nahm in einem längeren Schreiben von seinem Volk Abschied. — Im Jahre 1798 war es nahe daran, daß die Franzosen in ihrem Revolutionsstolz mit Amerika Krieg angefangen hätten. Schon war Washington noch einmal zum Oberfeldherrn der vereinigten Staaten ernannt. Da machte Amerikas Ernst die Franzosen etwas bescheidner und die Kriegsgefahr ging vorüber.

Am 12. Dezember 1799 kam er bei einem Ritt, da er nach seinen Arbeitern sehen wollte, in ein heftiges Schneegestöber. Erstarrt und durchnäßt kehrte er zurück und erkrankte an einem Fieber. Ergeben in Gottes Willen starb er schon zwei Tage nachher, am 14. Dezember, im Alter von 68 Jahren.

Christlicher Volkskalender von Kaiserswerth 1879.

14. Gottlieb Wilhelm Hoffmann.

geb. in Ostelsheim am 19. Dezember 1771,
gest. in Kornthal am 29. Januar 1846.

Er ist der Gründer der beiden Gemeinden Kornthal und Wilhelmsdorf. Sein Vater, Christian Ludwig Hoffmann, Pfarrer in Ostelsheim bei Calw war ein streng rechtgläubiger, aber gesetzlicher Mann. Die Pietisten konnte er nicht leiden und war daher gar nicht erfreut, als sein Sohn auf dem Wege war, ein Pietist zu werden. Die Mutter, eine geschäftige, tüchtige Hausfrau, stand etwa wie der Vater. Sie hatten zwei Söhne und eine Tochter. Die beiden Söhne thaten sich unter der Jugend des Dorfes durch Bewegenheit und Wildheit hervor. Wenn sie in den Wald kamen, thaten sie „Fangerles" auf den Bäumen, d. h. sie schwangen sich von Baum zu Baum, indem sie die Wipfel in Schwingung brachten. Als aber der jüngere Sohn Wilhelm nach der Konfirmation zum Stadtschreiber in Calw in die Lehre kam, wurde der Wildheit ein Dämpfer aufgesetzt. Die Behandlung war streng. In den ersten Wochen machte der Lehrling beim Abschreiben kein Komma, da nahm der Prinzipal den Stock und sagte: „Sieht er, mit dem will ich ihn abrichten. Man kann ja die Hunde abrichten, so wird man ihn auch zwingen können." Daneben gab es von Seiten der andern Schreiber viel Versuchungen, sie belehrten ihn, wenn man zu den Leuten hinauskomme, müsse man auch recht mit ihnen trinken. Da ließ er sich öfters hineinreißen und machte auch da und dort Schulden. In seinem 18. Jahr wurde er Substitut bei dem Amtsschreiber Andr. Jak. Flattich in Merklingen bei Weil der Stadt, einem Bruder des bekannten Pfarrer Flattich in Münchingen. Nun hatte er aber bei seinem Abzug von Calw noch einige Schulden zu zahlen. Den Vater um Geld zu bitten, das wagte er nicht. Da rief er in der Angst den Gott an,

den er noch nicht kannte, und betete: Gott, wenn du lebst, so bezahle meine Schulden. Aber gleich darauf reute ihn sein Gebet wieder, weil ihn der Gedanke durchfuhr: wenn ers thut, muß ich ein andrer Mensch werden. Während dem bekommt er einen Brief von einer verwandten Müllerin. Sie fragte ihn in dem Briefe, ob ihm etwas fehle, worin sie helfen könne. Darauf schrieb er ihr, was ihm fehle, und schon den andern Tag erhielt er das Geld und konnte so seine Schulden bezahlen, ehe er nach Merklingen kam. So blieb ihm der Stachel im Herzen, daß Gott lebe. Von da an besuchte er öfters die Müllerin und diese, eine gottselige Frau, wußte sein Herz je länger je mehr zu Jesu zu ziehen. Aber die Welt wollte ihn noch nicht sogleich loslassen. Seine Kameraden suchten ihn, da er ein lebhafter, unterhaltender Jüngling war, auf jede Weise festzuhalten. Einmal machte er mit ihnen einen Spazierritt nach Malmsheim. Unter ihren leichtsinnigen Gesprächen im Wirtshause bekam er solche Unruhe, daß er sich aufmachte und seinen Hut, welchen sie ihm auf die Seite gethan, im Stiche ließ. Im letzten Haus des Ortes bat er um eine Kappe. Der Mann sah ihm ins Gesicht und sagte: J trau ihm, er bringt se wieder. Hoffmann merkte, daß es ein Stundenmitglied sei und faßte eine Zuneigung zu ihm; er besuchte ihn von da an öfters und wurde durch ihn auch mit andern Gemeinschaftsgliedern bekannt, mit welchen er von jetzt an umging. Aber er hatte noch einen harten Kampf durchzukämpfen. Er stand vor der Gefahr der Schwärmerei und Übergeistlichkeit, er entzog sich eine Zeit lang der Arbeit, ging dafür aufs Feld und betete und kam in Grübeleien über die Schöpfung hinein. Unter allen diesen Kämpfen wuchs sein innerer Mensch. Zur Förderung desselben trug viel bei der eine Stunde entfernte Pfarrer Machtholf in Möttlingen, den Hoffmann seinen geistlichen Vater zu nennen pflegte. In Merklingen blieb Hoffmann bis zum Tode seines Prinzipals.

Da er mit der Tochter desselben verlobt war, so lag ihm die Sorge für die verwitwete Schwiegermutter und seine Braut ob. Er suchte für sie eine Wohnung in Leonberg und besuchte unter anderm den dortigen Stadtschreiber Osterdinger. Dieser fragte ihn, ob er ihm keinen ersten Gehilfen wisse. Hoffmann sagte, er sei frei und nahm die Stelle an.

Nun war der Weg für ihn gebahnt. Durch seine Amtstüchtigkeit, seinen Fleiß und seinen Gerechtigkeitssinn gewann er bald das Zutrauen der Vorgesetzten, wie der Bürgerschaft in Leonberg, so daß ihm nach und nach verschiedene Ämter anvertraut wurden. So lange noch das heilige römische Reich bestand, wurde er zum kaiserlichen Notar ernannt. Besonders aber bekam er einen umfassenden Wirkungskreis, als er zum Amtsbürgermeister von Leonberg erwählt wurde. In allen Zweigen seiner Thätigkeit zeigte er eine Tüchtigkeit und Gewandtheit, durch welche er den Gemeinden, wie den Einzelnen sehr nützlich wurde. Im Verwaltungsgeschäft war er so bewandert, daß er in der Verwaltung der Amtspflege in Leonberg, welche er neben vielen andern Ämtern besorgte, in wenigen Jahren 60,000 fl. ersparte. In Rechtsstreitigkeiten hatte er so viel scharfen Blick und Klugheit, daß er eine Menge von Prozessen gütlich beilegte, so daß einer der Advokaten ihm im ärgsten Jammer schrieb, er bringe ihn um seine ganze Praxis. — Das allgemeine Vertrauen, das er genoß, zeigte sich noch weiter darin, daß er 1815 zum Abgeordneten des Bezirks Leonberg in die konstituierende Versammlung gewählt wurde. Hier stimmte er für die vollständige Herstellung der alten Landesverfassung, wie sie von Herzog Christoph gegeben war.

In Leonberg trat er von Anfang mit christlichen Brüdern und Gemeinschaftsgliedern in Verkehr, so mit Pfarrer Friedrich zu Winzerhausen, Spezial Hartmann in Lauffen, Schullehrer Kullen in Hülben, ferner mit Helfer Dann und Hauslehrer

Jeremias Flatt in Stuttgart, mit Michael Hahn und Stadtpfarrer Pregizer. Außerdem las er fleißig die Schriften Luthers, die ihm Pfarrer Machtholf besonders empfahl und ihm selbst in einem Zwerchsack 4 Stunden weit zutrug, ferner die Schriften von Bengel, Ötinger, Ph. M. Hahn, Steinhofer, Conrad und Heinrich Rieger. Was er so für sein eigen Herz gewann, das teilte er auch andern mit. Es entstand durch ihn in Leonberg eine Erweckung, die sich auch auf die Schulknaben erstreckte. Ebenso kamen von auswärts viele Leute, um von dem Segensbrunnen zu trinken, der in Leonberg zu fließen begann. Im Jahr 1801 gab er für die Gemeinschaften eine Sammlung von Liedern heraus, das Leonberger- oder Brüder-Büchlein genannt. Einige Lieder in demselben sollen von ihm selbst verfaßt sein.

In damaliger Zeit waren die Gemeinschaften von der festen Überzeugung erfüllt, daß das Ende der Welt nahe sei und daß der HErr bald komme. Diese zuversichtliche Hoffnung war besonders durch Bengels Schriften geweckt worden, welcher sich viel mit der Zukunft des Reiches Gottes beschäftigte und es nach seinen Berechnungen für wahrscheinlich hielt, daß im Jahr 1836 die Wiederkunft Christi eintreffen werde. Da Bengel für das Jahr 1806 den Untergang des römischen Reichs geweissagt hatte, und sich diese Weissagung erfüllte, so zweifelte man um so weniger an der Erfüllung der anderen Weissagung auf das Jahr 1836. Eine Bestätigung für die Erwartung der nahen Zukunft Christi lag in der damaligen ernsten Zeit, da Krieg und Kriegsgeschrei Jahre lang fortdauerte. Noch ein weiterer Grund für die Nähe der Zukunft Christi lag in dem damals in die Kirche eindringenden Unglauben. In Württemberg war 1791 ein neues Gesangbuch in rationalistischem Geist eingeführt worden. Als aber im Jahr 1809 auch eine neue Liturgie (Kirchenbuch), welche angeblich der Bildung des gegenwärtigen Zeitalters angemessen

sein sollte, in Württemberg eingeführt wurde, so erkannten daraus die Gläubigen im Lande noch deutlicher, daß der Geist des Abfalls auch in die Landeskirche eingedrungen sei. Unter diesen Umständen richteten viele Glieder der Kirche ihre Blicke nach Südrußland, indem sie hofften, dort mehr ihrem Glauben leben zu können und zugleich dem Lande Kanaan näher zu sein, wenn der HErr kommen würde. Aber unter der strengen Regierung des Königs Friedrich war keine Möglichkeit vorhanden zum Auswandern. Als dagegen am 30. Oktober 1816 König Wilhelm den Thron bestieg, wurde einige Freiheit zum Auswandern gegeben und da nun noch die Teurungsnot des Jahres 1816/17 hinzukam, so wanderten viele Einwohner des Landes nach Südrußland aus. Da erlies die Königl. Regierung am 24. Februar 1817 ein Ausschreiben an die obrigkeitlichen Stellen im Lande, worin diese angewiesen wurden, die Auswanderer vor der Gefahr zu warnen, in welche sie sich durch unüberlegte Auswanderung bringen. Durch dieses Ausschreiben wurde Hoffmann in Leonberg veranlaßt, der Regierung vorzustellen, es könnte ein großer Teil der Auswanderer, welche sich nicht zur Annahme der neuen Liturgie entschließen konnten, von ihrem Vorhaben abgehalten werden, wenn ihnen die Anlegung eigener Gemeinden im Königreich gestattet würde, wie solche der Brüdergemeine in Königsfeld vor wenigen Jahren zugestanden worden. Zugleich erklärte sich Hoffmann bereit, wenn man auf diesen Vorschlag eingehe, den Plan solcher Gemeindegründung näher anzugeben. Hoffmann erhielt bald darauf die Weisung, seinen Plan näher zu entwickeln, es dauerte aber noch 1½ Jahre, bis nach mehrfachen Verhandlungen am 1. Oktober 1818 die definitive Genehmigung zur Anlegung von Gemeinden erfolgte. Nun handelte es sich um den geeigneten Ort zur Anlegung der ersten Gemeinde. Mehrere Versuche schlugen fehl. Da wurde das Rittergut Kornthal zwischen Leonberg und Ludwigsburg

von dem Grafen von Görlitz zum Kaufe angeboten mit der Erklärung: Es kostet mich großen Kampf, eine Besitzung hinzugeben, an welche mich die wertesten Erinnerungen des Lebens knüpfen. Aber Ihre Zwecke sind gut, darum hoffe ich auch, es wird der Segen darauf ruhen. Der Kauf wurde richtig. Am 9. Juli 1819 wurde der Grundstein zum jetzigen Betsaal gelegt und schon am 7. November 1819 fand die Einweihung statt, bei welcher 8000 Menschen anwesend waren.

Zum Vorsteher der Gemeinde war ursprünglich Michael Hahn bestimmt, er starb aber noch vor der Grundsteinlegung. So wurde Israel Kaufmann von Plieningen der erste Vorsteher. Als aber dieser schon am 7. Februar 1820 starb, so ließ sich Hoffmann auf dringendes Bitten bewegen, die Stelle des Vorstehers anzunehmen, welche er bis zu seinem Tode behielt. Einige Jahre lang war er auch der Gastwirt der Gemeinde. Der erste Geistliche wurde Pfarrer Friedrich, welcher in seiner Gemeinde Winzerhausen sich geweigert hatte, die neue Liturgie zu gebrauchen und dann seines Amtes entsetzt worden war und seit einigen Jahren ohne Stelle in Leonberg lebte. Die Gemeinde steht auf dem Grund der Augsburgischen Confession, hat aber ihre eigene Kirchenordnung, Disciplin und Liturgie. Sie ist von der Aufsicht des königl. Consistoriums frei; ihre religiöse Verfassung steht unter der Oberaufsicht des königl. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens. — Der Zudrang nach Kornthal war groß. Es konnten nicht alle, welche sich anmeldeten, aufgenommen werden und so dachte Hoffmann daran, eine oder zwei neue Gemeinden anzulegen, sobald sich ein passender Ort finden würde. Im November 1822 boten sich zwei Gelegenheiten dar; allein als Hoffmann bei der Regierung um die Erteilung der gleichen Privilegien für diese neuen Gemeinden bat, so erhielt er eine abschlägige Antwort. Nur für den Fall, daß Kornthal mit der Anlegung einer neuen Colonie zugleich einen gemeinnützigen

Zweck verbinden und etwa in Oberschwaben die Abtrocknung einer sumpfigen Gegend zur Ausführung bringen wollte, wurde eine zusagende Antwort gegeben. Als dann bald darauf König Wilhelm die Gemeinde Kornthal zur Kultivierung des Lengenweiler Moosrieds unweit Ravensburg aufforderte, so ging die Gemeinde aus Rücksicht auf den Wunsch des Königs darauf ein, obwohl ihr die großen Schwierigkeiten bedenklich waren. So wurde 1824 die zweite Gemeinde gegründet und dieselbe nach dem Namen des Königs Wilhelmsdorf genannt. Mit unsäglicher Mühe wurde an der Trockenlegung gearbeitet. Hoffmann selbst teilte bei öfteren Besuchen die Beschwerden des ersten Anfangs, indem er in einer Bretterhütte auf dem feuchten Boden wohnte und schlief. In beiden Gemeinden wurden nun nach einander verschiedene Anstalten gegründet, eine Erziehungsanstalt für Knaben und eine solche für Mädchen, ebenso eine Rettungsanstalt für Knaben und für Mädchen. Bei allen diesen Unternehmungen durfte Hoffmann die helfende Hand Gottes erfahren, wodurch sein Glaube an Gottes Beistand mächtig gestärkt wurde. Einmal kam der Hausvater Barner zu Hoffmann und klagte die Not, daß nichts mehr für die Kinder vorhanden sei. Jetzt müsse man eben Geld entlehnen, es gebe keine andere Aushilfe. Hoffmann aber zweifelte nicht an der Hilfe Gottes und sagte: „Das Entlehnen ist nicht nötig; es ist schon unterwegs, was wir brauchen." Abends 4 Uhr fuhr ein vierspänniger Wagen vors Haus und brachte von der Alb Mehl, Frucht und Geld. — Ein andermal galt es, in Gemeindeangelegenheiten die Summe von nahe an 20,000 fl. binnen wenigen Tagen zu beschaffen. Da bot gerade in dieser Zeit ein würdiger Bankier von selbst Hoffmann jede beliebige Summe gegen einfache Unterschrift an, ohne etwas von seinem Bedürfnis zu wissen.

Aber nicht bloß in den äußerlichen Angelegenheiten nahm sich Hoffmann der Gemeinde an, sondern er nahm auch manche

geistliche Arbeit auf sich. So hielt er in den ersten Jahren am Sonntag Nachmittag die Kinderlehre und machte bei den vielen Zuhörern, die auch von auswärts kamen, tiefe Eindrücke. In der Töchteranstalt hielt er die Morgenandacht und im Gemeindesaal viele Erbauungsstunden. Auf seinen Reisen strömten ihm die Gläubigen, wo er irgendwo Halt machte, alsbald zu und suchten Rat und Stärkung bei ihm. Da er gewöhnlich mit zwei kleinen Pferden fuhr, so wurde er überall an diesen erkannt und so fanden sich die Leute von selbst ein, ohne daß man seine Ankunft bekannt machte. Dabei stand er mit den verschiedenen Parteien der Gläubigen gleich vertraut, mit den Anhängern von Michael Hahn, wie mit denen von Stadtpfarrer Pregizer und ebenso mit der Brüdergemeine. Er äußerte öfters: Ich bin als Pregizerianer erweckt worden (d. h. mit Erfahrung einer besondern Überflutung der Seele von göttlicher Gnade), ich möchte als ein Michelianer wandeln (nämlich im ernsten Fleiß der Heiligung) und als ein Herrnhuter sterben (d. h. im alleinigen Vertrauen auf den Kreuzestod Jesu). Nicht weniger hatte er ein Herz voll Liebe gegen Fernstehende oder Feindselige und es war ihm eine besondere Gabe geschenkt, mit diesen umzugehen und durch freundliche Worte sie zu gewinnen, aber auch, wo es not that, ihnen ein ernstes Wort zu sagen. Als Hoffmann zur Zeit seiner landständischen Wirksamkeit einmal an einem Sonntag Morgen von Stuttgart zu Fuß nach Kornthal ging, holte ihn ein Edelmann, der nach Kornthal fuhr, ein und nahm ihn in seinem Gefährt auf. Beim Mittagessen in Kornthal entfuhren diesem Herrn einige leichtfertige Äußerungen über religiöse Dinge, worauf er Hoffmann fragte, was er von seinem, des Edelmanns, zukünftigen Schicksal denke. Hoffmann antwortete: Wenn Sie mich wieder als Fußgänger mit Ihren trefflichen Rappen einholen und die Güte haben, mich mitzunehmen, so steige ich mit Vergnügen ein; aber, gnädiger Herr, wenn Sie

einst aus der Zeit in die Ewigkeit fahren, so sitze ich Ihnen nicht ein. Darauf folgte eine Stille und das Gespräch nahm eine ernstere Wendung.

In seiner eigenen Familie zeigte er sich als Vater, der mit Liebe und Ernst in seinem Hause waltete. Strafen brauchte er selten, hielt auch keine langen Predigten an seine Kinder. Hingegen war sein Blick, sein kurzes Wort mehr als Predigt und Strafe. Seine wahre Macht war auch hierin das Gebet. Mit diesem folgte er ihnen auf allen ihren Wegen und sagte oft: Meine Kinder sind nicht mehr mein. Bei der Taufe eines jeden von ihnen habe ich mit dem HErrn den Bund gemacht auf die Worte der Tauflegende: „So nunmehro dein Kind geworden ist."

Aus seinem ehelichen Leben wird folgendes Zwiegespräch von einem Augen- und Ohrenzeugen erzählt. Frau Hoffmann sagt: Ach, Papa, ich trutze schon zwei Tage mit dir und du merkst es gar nicht. — Hoffmann: O liebe Mama, da dauerst du mich sehr; denn allein trutzen müssen ist ein schweres Geschäft. — Frau Hoffmann: Ja, das merke ich wohl, darum habe ich dir es jetzt gesagt. — Hoffmann: Da hättest du noch lange trutzen können, bis ich es endlich gemerkt hätte. —

Ein Beispiel, wie er auch gerne durch ein Wort zur rechten Zeit aus kleinen Verlegenheiten half, ist folgendes: In Stuttgart wurde eine große Brüderkonferenz gehalten. Nach dem Schluß derselben wurde bei Bruder M., der eine Wirtschaft hatte, zu Mittag gegessen. Die Brüder versammelten sich im Speisezimmer. Es wurde Reissuppe aufgetragen. Dieselbe war aber so angebrannt, daß das ganze Zimmer von dem unangenehmen Geruch erfüllt wurde. Bruder M. und seine Frau waren in großer Verlegenheit. Kaum war jedoch das Tischgebet gesprochen, so eilte Hoffmann auf einen Teller zu, schöpfte sich schnell Suppe auf denselben und rief laut: „O Brüder, kommt und esset, eine solche gute Suppe

habt ihr in eurem Leben nicht gegessen.“ Dieser heitere Zuspruch wirkte dann wie ein elektrischer Schlag auf alle Anwesenden.

Bis in sein 70. Lebensjahr erfreute er sich einer sehr guten Gesundheit, wozu seine Einfachheit und Mäßigkeit viel beitrug. Von seiner Bekehrung an trank er keinen Wein mehr. Vom 70. Jahr traten Unterleibsleiden ein, welche seinen starken Körper von Jahr zu Jahr mehr schwächten. Acht Tage vor seinem Tode, als er zum Schreiben schon zu schwach war, diktierte er seinem Sohne Christoph*) seinen Willen in Betreff der Gemeinde Wilhelmsdorf, welche von der Gründung an als ein schwerer Sorgenstein auf seinem Herzen lag. Diesen letzten Willen befolgten die Brüder im ganzen Lande gewissenhaft und es wurde mit Eifer und großer Opferfreudigkeit für Wilhelmsdorf gesammelt, wodurch die damalige Schuldenlast gedeckt wurde. — Auf seinem Krankenbette war er meist still, voll froher Hoffnung der Herrlichkeit. Wenige Tage vor seinem Tode äußerte er gegen einen Freund: „Als ein des Galgens würdiger bin ich erlöst, weil Christus für mich am Kreuzesgalgen gehangen. Das ist mein Trost, darauf sterbe ich.“ Er entschlief am 29. Januar 1846, abends 5 Uhr, im Alter von 75 Jahren.

Christenbote 1870, 71 u. 72.

---

*) Ein Sohn aus zweiter Ehe war Wilhelm Hoffmann, Missionsinspektor in Basel, Ephorus in Tübingen, zuletzt Oberhofprediger in Berlin. — Ein Sohn aus dritter Ehe war Christoph Hoffmann, Vorsteher der Tempelgemeinde in Palästina.

15. Herzog Ernst der Fromme von Sachsen,

geb. in Weimar am 25. Dezember 1601,
gest. in Gotha am 26. März 1675.

Ein tapfrer Held im Krieg, wie sein Bruder, der bekannte Herzog Bernhard von Weimar, und ein weiser gottesfürchtiger Fürst im Frieden, wie seine Ahnherren, die Kurfürsten von Sachsen — steht dieser Herzog Ernst von Sachsen vor uns da. Sein Vater war Herzog Johann IV. von Sachsen-Weimar, ein Enkel des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen; seine Mutter Dorothea Maria, Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt-Köthen. Ernst war vier Jahre alt, als der Vater starb. Auf der Witwe lag nun die Erziehung der 8 unmündigen Prinzen, sowie die Sorge für das Land. Ihre Bemühung, die Kinder in der Furcht und Liebe des HErrn zu erziehen, war besonders an ihrem Sohne Ernst gesegnet. In seinem vierten Jahr schrieb er vor dem Christfest ein Brieflein mit dem Wunsche, er möchte eine Bibel zum Christtag bekommen. Dieser Sinn, die Liebe zu Gottes Wort blieb ihm sein ganzes Leben lang. Als 1615 sein ältester Bruder Johann mündig geworden und sein Vormund, der Kurfürst von Sachsen ihm die Regierung des Herzogtums Weimar übergab, gestattete derselbe seinem 14jährigen Bruder Ernst, daß er sich in die Ämter, Städte und Dörfer des Landes nach und nach begebe und sie besichtige. Wenn er dann bei gutem Wetter sich Land und Leute ansah, so saß er bei Regenwetter in den Bibliotheken und Archiven seiner Ahnherren und trug mit wahrem Bienenfleiß alle, sein Haus angehenden Nachrichten zusammen. So hatte er bis zum Jahr 1636 mehr denn hundert Foliobände geschrieben.

Als Herzog Ernst 16 Jahre alt war, starb die treue Mutter am 18. Juli 1617; ihre acht Söhne hatten sich noch um ihr Sterbebett versammelt. Bald darauf wurde das 100jährige Gedächtnis der Reformation am 31. Oktober 1617

gefeiert; an demselben machten die acht Brüder eine Stiftung von 300 Gulden zum Besten der Geistlichen und Lehrer, sowie der Armen im Herzogtum. Im folgenden Jahr legte Herzog Ernst noch 200 Gulden zum Besten der sechs Lehrer an der Weimarschen Stadtschule hinzu.

Das Jahr nach dieser Gedächtnisfeier brach der unglückliche 30jährige Krieg aus, der auch die sächsischen Herzogtümer schrecklich verheerte. Zuerst überließ Herzog Ernst das Kriegführen seinen Brüdern, von denen gleich anfangs drei in den Krieg zogen, während er auf einige Jahre 1621—25 in seiner Brüder Namen die Regierung des Landes übernahm und sich schon damals in der Kriegs- und Hungersnot als treu besorgter wohlwollender Fürst bewährte. Einer dieser Brüder, die in den Krieg gezogen, Johann Friedrich, bereitete ihm und den andern Brüdern viel Herzeleid. Er war ein jähzorniger und zanksüchtiger Mensch, zerfiel mit seinen Brüdern und forderte den jüngsten Bruder zum Zweikampfe. Daneben ließ er sich in Zaubereisünden ein und schloß einen Bund mit dem Teufel. In der Gefangenschaft, in welche er zweimal fiel, stieß er dem ihn bewachenden Offizier dessen Degen in den Leib. Zuletzt ließen ihn seine eigene Brüder in ein Gefängnis setzen, wo er nach einem Jahr starb. Dieser mehrjährige Kummer war das schmerzlichste Ereignis in Herzog Ernsts ganzem Leben.

Als Gustav Adolf nach Deutschland kam, trat Herzog Ernst auch in den Kriegsdienst. Er schloß sich mit seinem jüngsten Bruder Bernhard an Gustav Adolf an und begleitete ihn als Obrist eines Cavallerie-Regiments. Nach der Schlacht bei Leipzig zog Gustav Adolf nach Franken, da ließ Herzog Ernst die Kanonen, welche er im Thüringer Wald vergraben hatte, ausgraben und schenkte sie dem König, dessen Artillerie bei Leipzig stark gelitten hatte. Gustav Adolf machte ihn dafür zum Statthalter von Franken. Im folgenden Jahr zeichnete sich Herzog Ernst beim Übergang über den Lech aus und half

bei Lützen nach des Königs Tod zum Sieg, indem er mit seinem bewährten Reiterregiment den Angriff von Pappenheims Reitern zurückschlug. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen trat er dem Sonderfrieden bei, welchen der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser 1635 zu Prag schloß, und zog sich vom Kriege zurück.

Nun widmete er sich in Gemeinschaft mit seinem regierenden Bruder Wilhelm der Sorge für das schwer heimgesuchte Land. Da ihm neben der leiblichen Not auch die Seelennot der Unterthanen zu Herzen ging, so kam er zu dem Entschluß, eine Ausgabe der Bibel mit Erklärung herauszugeben. Hiezu wählte er 29 Theologen von Sachsen, namentlich von Jena, unter welchen Johann Gerhard der bekannteste ist, der aber vor Vollendung des Werks 1637 starb. Der Druck dieser Foliobibel wurde in Nürnberg besorgt, wo sie 1640 erschien. Sie fand starken Absatz und wurde bis zum Jahr 1768 vierzehnmal aufgelegt. Da sie die Bilder der sächsischen Kurfürsten enthält, so hat sie den Namen „Kurfürstenbibel" erhalten. Außerdem heißt sie auch die Ernestinische, die Weimarsche, die Nürnberger, die Gothaische und die Jenaische Bibel.

In dieselbe Zeit, da Herzog Ernst das Bibelwerk unternahm, fällt seine Verheiratung. Zur Gattin erwählte er Elisabetha Sophie, die einzige Tochter des Herzogs Johann Philipp von Sachsen-Altenburg. Zum Gedächtnis an die Hochzeit, welche am 24. Oktober 1636 gefeiert wurde, ließ er eine Denkmünze prägen. Auf der einen Seite stand die Inschrift: O Gott, lehr erkennen dich und mich! auf der andern Seite: Christum lieben, ist das beste Wissen. Er war überhaupt ein Freund von Denkmünzen. Zur Feier des westfälischen Friedens ließ er eine Denkmünze prägen, die er an alle Unterthanen, Erwachsene und Kinder, in verschiedener Größe austeilen ließ. In den Jahren 1668—70 ließ er seine vier Katechismusthaler prägen: 1. Der Thaler, darauf Gottes

Name und Eigenschaften stehen, mit der Umschrift: Meine Augen sehen stets zum HErrn; 2. Der Sterbethaler mit den Worten: Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht, so bist du doch mein' Zuversicht; 3. Der Ehethaler, der bei der Vermählung seines ältesten Sohnes Friedrich geprägt wurde, trägt die Umschrift: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden; 4. Der Taufthaler auf die Geburt des ersten Enkels. Auf diesem steht der Taufbefehl: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Im Jahre 1640 waren von den acht Brüdern noch drei am Leben. Zuletzt war Herzog Bernhard 1639 gestorben, nachdem er Breisach erobert hatte. Die drei noch übrigen Brüder machten nun einen Teilungsvertrag, nach welchem Weimar an Wilhelm, Eisenach an Albrecht und Gotha an Ernst kam. Ernst zog jetzt nach Gotha und regierte von da an noch 35 Jahre sein eigenes Herzogtum. Als 1644 auch Herzog Albrecht starb, teilte Wilhelm und Ernst dessen Land, wobei Ernst den Teil Heldburg erhielt. Seine Sorge ging darauf, die vielen Wunden, die das Land im Krieg erlitten, zu heilen. Vor allem ging er an die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens. Um das Gymnasium in Gotha in bessern Stand zu bringen, berief er den Rektor Reiher von Schleusingen, einen tüchtigen Schulmann, welcher die nötigen Lehrbücher für das Gymnasium abfaßte und dasselbe so empor brachte, daß es einen europäischen Ruf bekam. Aug. Herm. Franke war einer der Schüler, der aus dem Gymnasium hervorging. Ein anderer Schüler war Veit Ludwig von Seckendorf, den der Herzog als 13jährigen Knaben in Coburg kennen gelernt hatte und der so gute Fortschritte machte, daß ihn der Herzog schon 1646 zum Aufseher seiner Privatbibliothek anstellte und ihn besonders auf Reisen gerne bei sich hatte, um sich über alles Wissenswürdige mit ihm zu besprechen. Er wurde mehr und mehr der Freund und Ratgeber des Herzogs.

Ebenso sorgte der Herzog für die Kirche. Zuerst wurde eine allgemeine Kirchenvisitation im Lande vorgenommen, um die Mängel im Kirchenwesen, den Zerfall der Gemeinden sowie der Geistlichkeit kennen zu lernen. Hernach berief er eine Synode 1644, um den Mängeln abzuhelfen. Es wurde eine Kirchenordnung ausgearbeitet und auf die Kirchenordnung folgte bald eine Kirchenagende. Er kam auch selbst in die Gottesdienste und wollte nach den Predigern und Zuhörern sehen. Würdige Geistliche besuchte er auf ihren Krankenbetten und erquickte sie mit Trost aus Gottes Wort, sowie mit fürstlichen Geschenken.

Als im Jahr 1646 durch eine Feuersbrunst die halbe Stadt Gotha in Asche gelegt wurde, unterstützte der Herzog auf jede Weise die Abgebrannten. Weil er aber darin auch einen Ruf zur Buße für seine Unterthanen erkannte, so berief er bald darauf einen Landtag, auf welchem er seinem Volk und besonders dem Adel die herrschenden Sünden vorhielt. Es wurde darauf die Einführung der Rüge-Gerichte beschlossen, welche für christliche Sitte und Zucht zu sorgen hatten.

Des Herzogs Auge war auch in die Ferne gerichtet. Zu einer Zeit, da die evangelische Kirche noch nicht an Mission dachte, ging er damit um, mit Abessynien Verbindung anzuknüpfen. Da traf sichs 1652, daß der gelehrte Hiob Ludolf von Erfurt zu ihm kam und ihm erzählte, er erwarte einen Besuch von seinem Freund, dem Abt Gregorius aus Abessynien, von dem er, Ludolf, in Italien die äthiopische Sprache gelernt hatte. Darüber war der Herzog sehr erfreut und lud den Abt Gregorius an seinen Hof ein. Der Abt mußte nun dem Herzog in Anwesenheit von sieben herzoglichen Räten ausführliche Mitteilung machen über die altchristliche äthiopische Kirche. Bei der Abreise beschenkte ihn der Herzog reichlich und gab ihm Briefe an seinen König mit. Der Abt kam aber nicht mehr in sein Vaterland zurück, er verlor sein Leben

bei einem Schiffbruch. Der Herzog versuchte darauf, durch einen eigenen Abgesandten, Namens Wansleb Verbindung mit Abessynien anzuknüpfen. Derselbe kam aber nur bis Oberegypten, stieß dort auf Hindernisse, wurde krank und kehrte endlich wieder um. Auf der Rückreise blieb er in Italien hängen, ging zur katholischen Kirche über und wurde in Rom Dominikanermönch. So blieb des Herzogs Bemühen erfolglos. Auch nach Rußland wandte er seine Blicke. Als er hörte, daß die Moskauer lutherische Gemeinde Mangel an guten Büchern habe, schickte er ihr einen großen Vorrat von Büchern. Neben vielen Schulbüchern waren dabei Evangelien, Psalter, Gebet- und Predigtbücher, auch zwei Bücher Luthers in Folio.

Im Jahr 1654, als er 53 Jahr alt war, hatte er ein Testament gemacht. Er beginnt mit dem Dank gegen Gott, daß er ihn zu einer Zeit geboren werden ließ, da Gottes heiliges Wort aus der Finsternis wieder hervorgebracht worden, und empfiehlt alles, was ihm selbst am Herzen gelegen, seinen Nachfolgern zu treuer Pflege. Als zwanzig Jahre nach diesem Testament bei zunehmendem Alter seine Kräfte abnahmen, so entschloß er sich die Regierung an seinen ältesten Sohn abzutreten, im Oktober 1674. Zuvor besuchte er noch alle Landeskollegien und dankte für ihre Treue. Alle Unterthanen ließ er von der Kanzel herab ermahnen, seine Verordnungen zu beachten, besonders diejenigen, welche die Sonntagsfeier und die christliche Zucht betrafen. Im darauffolgenden Februar lähmte ein Schlagfluß seine rechte Seite. Während seiner Krankheit redete er viel von der süßen Freude des ewigen Lebens und der Liebe Jesu Christi. Er betete oft das Lied: Herzlich lieb habe ich dich, o HErr! oder ließ er es sich von seiner frommen Gemahlin vorsprechen. Am 26. März 1675 ging er heim unter den Gebeten der Seinigen.

Sonntagsbibliothek: Leben Herzog Ernsts des Frommen, von Besser. — Piper, evang. Kalender: Ernst der Fromme, von Schmieder.

16. Christian David,

geb. zu Senftleben in Mähren am 31. Dezember 1690,
gest. zu Herrnhut in Sachsen am 3. Februar 1751.

Er stammte aus der katholischen Kirche; sein Vater war ein Böhme, seine Mutter eine Deutsche. In seiner Jugend hütete er Schafe und Kühe. Einmal jagte er ein Schaf dem Wolf aus dem Rachen; zweimal verlor er des Abends seine Schafe im Wald. Da suchte er sie mit großer Angst und fand sie erst, als es Tag war. Das gab ihm später großen Aufschluß über die Bekehrung des Menschen und einen tiefen Eindruck über das Hirtenamt Jesu. Er hatte frühe ein reges Gewissen, das ihn oft in Anfechtung brachte, besonders wenn ihn ein böser Gedanke oder eine böse Lust anfiel. — Als er herangewachsen war, erlernte er das Zimmerhandwerk und kam zu Leuten, die zwar dem Namen nach katholisch, aber im Herzen evangelisch waren. Sie sagten ihm, man solle Gott allein anbeten, die Heiligen könnten nicht helfen; der Herr Jesus sei der Weg, die Wahrheit und das Leben. Auch fand er bei seinem Meister ein Buch, das ihn zum herzlichen Nachdenken und zu ernstlicher Bekümmernis über seine Seele, sowie zu dem Entschluß brachte, zur evangelischen Kirche überzutreten. In dieser Absicht ging er zuerst nach Ungarn, aber er fand nicht, was er suchte. Nun wandte er sich nach Sachsen und kam nach Leipzig. Überall fand er viel Gottlosigkeit unter den Evangelischen und mußte über seinen Vorsatz manchen Spott leiden. Nun nahm er sich vor, Soldat zu werden, indem er meinte, er werde in diesem Stand mehr Zeit haben, Gott zu dienen. Er ging deshalb nach Berlin und wurde dort Soldat. Hier erreichte er nun auch seinen andern Wunsch, er wurde nach achttägigem Unterricht in die evangelische Kirche aufgenommen. Darauf gings ins Feld gegen Stralsund. Nach der Eroberung dieser Stadt und Vertreibung der Schweden erhielt er den Abschied.

Nach diesem Herumwandern war er endlich so glücklich, in Görlitz einen Mann zu finden, bei dem es ihm von Herzen wohl wurde. Es war dies der Magister Schäfer, durch den er bald auch noch andre Kinder Gottes kennen lernte. Er verweilte hier zwölf Wochen und wollte dann, was er selbst gefunden, auch seinen Landsleuten in Mähren bringen. So kehrte er nach vierjähriger Wanderschaft in seine Heimat zurück, um den Seinigen den Glauben an Jesum zu verkündigen. Aber es fehlte ihm noch an der rechten Beweisung des Geistes und der Kraft. Er wanderte nun öfters von Mähren nach Görlitz und wurde mit den Brüdern dort immer besser bekannt, auch durfte er, als er einmal daselbst schwer krank wurde, große Liebe von ihnen erfahren. In seinen Freunden in Mähren aber, denen er solches Alles erzählte, erwachte der Entschluß, aus ihrem Vaterlande auszuziehen. Christian David bekam von ihnen den Auftrag, sich nach einem Orte umzusehen, wo sie eine neue Heimat finden könnten. Als er wieder nach Görlitz kam, hörte er von dem jungen Grafen v. Zinzendorf, als einem Mann, der ihnen vielleicht zu ihrem Vorhaben helfen würde. Nachdem der Graf alles von ihm erkundet, sagte er: Wenn sie wollen zu mir kommen, will ich ihnen Aufenthalt geben. Ich habe ein Gut (Berthelsdorf) gekauft und wenn es ihnen gefällt, so mögen sie in Gottes Namen kommen und sich da niederlassen. Mit dieser Botschaft kehrte Christian David nach Mähren zurück 1722. Darauf entschlossen sich zwei Brüder Augustin und Jakob Neisser, mit ihren Weibern und Kindern aus Mähren auszuziehen. Ende Mai machten sie sich bei Nacht auf den Weg und nahmen noch ihren jungen Vetter Michael Jäschke und ein Mädchen mit. Sie kamen ohne Hindernis nach Niederwiese, wo Magister Schwedler sie liebreich aufnahm und wo auch Christian Davids Frau ihre Heimat hatte. Als sie in Görlitz anlangten, wandten sie sich von hier aus, da Graf Zinzendorf von Haus abwesend war,

an dessen Großmutter, die Frau Landvogt von Gersdorf und diese beauftragte den gräflichen Hausmeister Heiz, den Fremdlingen einen Bauplatz anzuweisen. Der angewiesene Bauplatz wollte ihnen aber zuerst nicht gefallen; denn es war ein wirklich wüster, morastiger Platz an der Landstraße nach Zittau. Auch hatten die Auswandrer geglaubt, sie dürften sich in Berthelsdorf selbst ansiedeln. Aber Christian David, dem es besser gefiel, daß sie besonders wohnten, sprach ihnen Mut zu und schlug seine Zimmeraxt in einen daselbst stehenden Baum mit den Worten: Hier hat der Vogel ein Haus gefunden und die Schwalbe ein Nest, nämlich deine Altäre, HErr Zebaoth. Ps. 84. Noch steht dort an der Straße ein Denkstein, von Bäumen umgeben, der an diesen Tag 17. Juni 1722 erinnert. Es war in der That eine Glaubenssache, sich an diesem Ort anzubauen, und sie mußten manchen Spott der Vorüberreisenden darüber hören. Gott aber ließ es ihnen gelingen, daß sie im Oktober das neue Haus beziehen konnten. Bei der Einweihung hielt der Hausmeister Heiz eine Rede über Jes. 62, 6. 7: O Jerusalem, ich will Wächter auf deine Mauern bestellen, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer stille schweigen sollen. — Darauf that Christian David ein brünstiges Gebet und stimmte zum Schluß das alte Brüderlied an: „Jerusalem, Gottesstadt, ist Christi Gemeine, die Gott ihm erbauet hat aus edlem Gesteine."

Als Zinzendorf, der während des Spätjahrs sich verheiratet hatte, seine Gemahlin am 21. Dezember nach Hennersdorf brachte und an dem Haus vorüberkam, ging er zu den mährischen Brüdern hinein, fiel mit ihnen auf die Kniee und that ein herzliches Gebet. Im folgenden Jahr kamen noch die drei weiteren Brüder Neisser mit ihren Familien nach, da sie in Mähren wegen der Auswanderung ihrer zwei Brüder Verfolgung leiden mußten. Christian David aber war so in der Ausführung der mährischen Brüder drin, daß er immer

wieder nach Mähren reiste. Als er einmal in dem gräflichen Schloß zu Berthelsdorf den Boden legte und etwa halb fertig war, ließ er ohne weiteres sein Werkzeug liegen, lief ohne Hut fort und eilte Mähren zu, um Leute herauszuholen. In allem ist er elf oder zwölf mal in Mähren gewesen und wurde dabei oft in den augenscheinlichsten Gefahren von den ihn aufsuchenden Gerichtsdienern nicht gesehen oder sonst wunderbar behütet. Im Jahr 1724 entschlossen sich wieder fünf junge Männer zur Auswanderung, die dann gerade in Herrnhut ankamen, als der Grundstein zum Versammlungshaus gelegt wurde. So wuchs die neue Gemeine, die den Namen Herrnhut erhielt, fort bis zum Sommer 1726. In dieser Zeit kam eine bedauerliche Störung dazwischen durch den separatistisch gesinnten Rat Krüger, der sich der Gemeine anschloß und anfangs einen großen Schein von Heiligkeit verbreitete und den größten Teil der mährischen Brüder verblendete. Er eiferte gegen die Verweltlichung der Kirche und warf dem Grafen Zinzendorf allerlei Irrlehren vor. Auch Christian David ließ sich verblenden und blieb mit den andern Brüdern vom Abendmahl weg. Ja er ging so weit, daß er den Grafen für das Tier der Offenbarung und den Pfarrer Rothe für den falschen Propheten erklärte. Auch baute er sich fünfzig Schritte von Herrnhut ein Haus, damit, wenn das Gericht über Herrnhut ausbrechen würde, es sein Haus nicht treffe. Als aber im Winter darauf der Rat Krüger aus der Schwärmerei in Wahnsinn verfiel, gingen den meisten die Augen auf. Zinzendorf zog nun ganz nach Herrnhut und stellte die Ordnung wieder her. Er setzte eine Gemeine-Ordnung fest und machte Christian David zu einem Gemein-Ältesten, denn er kannte sein treues Gemüt, das dem HErrn ganz hingegeben war. Doch konnte Christian David nicht ruhig an seinem Orte bleiben, es zog ihn bald wieder fort, um in Mähren und Schlesien zu wirken. Aber er machte auch noch größere Reisen.

Als im Jahr 1733 von der Brüdergemeine die Mission in Grönland angefangen wurde, begleitete Christian David die zwei ersten Missionare Matthäus Stach und dessen Vetter Christian Stach nach Grönland. Schon in Kopenhagen hatten sie manche Glaubensprüfungen zu bestehen. Endlich konnten sie am 10. April von dort nach Grönland absegeln mit der merkwürdigen Losung: Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht. In den Briefen, die sie dann mit dem zurückkehrenden Schiff nach Herrnhut sandten, schrieben sie: Es heißt wohl recht bei uns: „verliere gar den Weg, nur nicht den Glauben." Ja hier ist der Weg noch gar verschlossen. Wir haben das zu unsrer täglichen Losung: „Laß alle unsre Sinnen stille werden." Da sie Bauholz von Kopenhagen mitgenommen hatten, machten sie sich alsbald an den Bau eines Hauses, in dem sie dann nach fünf Wochen unter Dank und Lobgesang eine Stube beziehen konnten. Sie nannten ihre Wohnung Neuherrnhut. Im folgenden Jahr kamen zwei weitere Brüder Friedr. Böhmisch und Johann Beck nach. Christian David blieb noch bis zum Jahre 1735 und kehrte dann nach Europa zurück.

In den folgenden Jahren machte er Reisen in Europa, kam 1737 nach Holland, wo er Herrendick baute, 1738 nach Liefland, wo er sich viele Mühe gab, die lettische Sprache zu erlernen und auch wirklich in dieser Sprache predigte. Später kam er noch einmal nach Liefland und baute Brinkenhof. Dabei fiel er einmal vom zweiten Stock eines Hauses herab. Als ein Bruder herzulief und ihn aufheben wollte, traf er ihn schon im vollem Laufe an; denn er wollte, wie er sagte, sein Geblüt nicht stocken lassen.

Im Jahr 1747 begleitete er wieder einige Brüder nach Grönland und baute dort ein geräumiges Wohnhaus mit dem Kirchensaal. Seit der Erstling unter den Grönländern, Samuel Kajarnak durch Johann Becks Erzählung vom Leiden und Sterben des HErrn zum Glauben gekommen 1738, war das

Werk des HErrn immer mehr gewachsen, so daß der Einweihung des Kirchensaales bei 300 Grönländer voll Freude und Dankbarkeit anwohnten. Als er 1748 von Grönland zurückgekehrt war, zog er alsbald wieder aus, um mit der großen amerikanischen Colonne nach Pennsylvanien zu gehen. Von dort ging er zum drittenmal nach Grönland, baute das Proviantshaus für die Grönländer und freute sich hoch über die große Veränderung, die der HErr seit Anfang der Mission geschaffen hatte. Von Grönland kehrte er nach Pennsylvanien zurück und half an dem Familienhause in Nazareth bauen.

Das Jahr 1750 war sein letztes Wanderjahr auf Erden. Er besuchte noch alle Gemeinen in Deutschland und nahm auch Teil an dem Synodus in Barby. Von da an wohnte er in Herrnhut und schrieb noch manchen Zeugenbrief, bis ihn am 29. Januar 1751 seine letzte Krankheit schnell überfiel. Er entschlief am 3. Februar im Alter von 60 Jahren.

Christian David hatte nach dem Zeugnis von Zinzendorf und Schrautenbach etwas Apostolisches. Er war unermüdet Seelen zum HErrn zu führen und scheute keine Gefahr. Er war nicht zum Prediger auferzogen, sondern Zimmermann von Profession folgte er nur dem Trieb des Geistes, wenn er von Jesu zeugte. Durch seine Geradheit und Offenheit wurde er auch einigemal die Ursache von Verfolgungen. Aber Zinzendorf bezeugt darüber: Man kann von keiner seinetwegen entstandenen Verfolgung sagen, daß nicht ihr Nutzen größer gewesen als ihr Schaden. Auch seine Lieder sind Zeugnisse was für ein Geist ihn erfüllte. Obwohl er kaum eine Schulbildung genossen, dürfen doch seine Lieder an Kraft und Innigkeit den Liedern der alten böhmischen Brüder an die Seite gestellt werden.

Koch, Kirchenlied. — Nachrichten aus der Brüdergemeine. 1872. — Erzählungen aus der Geschichte der Brüderkirche.

Verlag von C. F. Spittler in Basel.

Werner, Erinnerungen aus dem Leben des sel. Karl Friedrich, Pfarrer in Fellbach (Württemberg. Mit dem Bildnis Werners. 176 S. 8. 1881. br. Fr. 1,20. — Mk. 1. geb. Fr. 2. — Mk. 1,60. | fein Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Den vielen Lebensbeschreibungen treuer Zeugen schließt sich diese in würdiger Weise an. Sie führt uns hindurch durch Jahre des Irrens und Kämpfens, Durchbrechens und Siegens, bis zur herrlichen Vollendung im gesegneten Wirken und Schaffen, sowohl in den verschiedenen Gemeinden, wie auf dem großen Gebiete innerer und äußerer Mission. (Ansiedler im Westen.)

Mutter Zeller in Beuggen. 96 S. br. 60 Cts. — 50 Pf. fein Lwd. Fr. 1,50. Mk. 1,20.

Ein schlichtes, köstliches, erbauliches Lebensbild. „Mutter Zeller" war die Gattin des Gottesmannes Zeller, welcher der erste Vorsteher des Bruder- und Rettungshauses zu Beuggen, des erleuchteten Herausgebers des „Beuggener Monatsblattes" war. Von ihr sagte der Gemahl: „Brüder, was ich lehre, das lebt sie!" Die hervortretenden Züge in dem Lebensbilde sind: „Thätige, aufopfernde Liebe, aufrichtige Treue, stiller, kräftiger, beharrlicher Arbeitsfleiß, ausdauernde Geduld, anhängliche Freundschaft, verständige Weisheit, demütige Bescheidenheit, wahrhaft gottesfürchtiges und gottseliges Christentum ohne viele Worte." Die Entschlafene hatte eine ernste Lebensführung, sie sehnte sich beständig nach dem fröhlichen Bewußtsein der Gotteskindschaft und erst in den letzten Lebenstagen nachdem auch noch das Leibesleben durch schwere Kämpfe hindurchgegangen, schien ihr das Licht der göttlichen Gnade ungetrübt und aufs Freundlichste in die sehnsüchtige Seele. Das Büchlein ist eine Arbeit des Sohnes, der seiner teuren Mutter damit ein liebliches Denkmal setzt und ein Bedürfnis der eigenen Pietät befriedigt. Der Geist ist durchaus der einer gesunden Frömmigkeit und die Lektüre insbesondere Frauen und Mädchen, aber nicht diesen allein, zu empfehlen. Namentlich können solche viel daraus lernen, die in christlichen Anstalten arbeiten. (Braunschw. Volksblatt 1883, Nr. 14.)

Wild, Karl, Adam Neuser oder Leben und Ende eines Lichtfreundes aus älterer Zeit. 2. Aufl. mit einem Titelbild. 106 S. 8. 1878. cart. 80 Cts. — 65 Pfg.

Adam Neuser war ein begabter Theologe des 16. Jahrhunderts, aber ein unlauterer Charakter, voll Hochmut und Eitelkeit, daneben ein Weintrinker. Von Stufe zu Stufe sank er herab, bis er in Konstantinopel seinen Glauben abschwor und ein Muhamedaner wurde. Er nahm ein Ende mit Schrecken. Sein Leben ist ein warnendes Exempel. Der Verfasser wollte den jungen und alten Lesern dies Beispiel als einen „aufgehobenen Finger Gottes" vorhalten. Der Name „Lichtfreund" ist im Sinne der „Deutschkatholiken" gemeint. (Lehrerbote 1870. Nr. 12.)

Pyt, Heinrich, ein Lebensbild frei nach dem Französischen des E. Guers. 120 S. cart Fr. 1. — 80 Pfg.

Redenbacher, Wilhelm, Eichen, Cedern und anderes Gewächs, Erzählungen und Biographieen. 84 S. cart. 80 Cts. — 65 Pfg.

— Bilder aus der Reformationszeit. Mit zwei Bildern von Ludwig Richter. 3. Aufl. 123 S. 1877. cart. 80 Cts. — 65 Pfg.

Spittler, Christian Friedrich im Rahmen seiner Zeit. Mit Vorwort von Pfarrer A. Sarasin. 1. Band. 472 S.
br. Fr. 3. — Mk. 2,40.
fein Lwd. Fr. 4,50. — Mk. 3,60.

Allen, die den teuren Mann persönlich oder aus seiner reichen, gesegneten Wirksamkeit für das Reich Gottes kannten, wird es willkommen sein, wenn sie in vorliegendem ersten Band einen Einblick in den ersten Teil seines Lebens und Wirkens erhalten, und zugleich durch die eingeflochtene Korrespondenz vieler gottseliger Männer einen Gesamteindruck bekommen von den Arbeiten lebendiger Christen in schwerer Zeit, in der trotz aller Bedrängnis auf politischem und religiösem Gebiet der Grund gelegt wurde zu allen jenen Werken der Barmherzigkeit, die heute unter dem Namen innere und äußere Mission herrliche Blumen im Garten Gottes sind.

Christian Friedrich Spittler, einer würtembergischen Pfarrfamilie entsprossen, durch sein Studium der Schrift und der Geschichte christlichen Lebens, durch sein Zusammenstehen mit bedeutenden Theologen, durch sein hervorragendes Wirken als Sekretär der Christentumsgesellschaft hochangesehen und geehrt, einflußreich und wirksam auf alle christlichen Kreise, wird uns hier vor Augen geführt. Mit einer jetzt seltenen Pietät werden aus Briefen von Spittler und aus Briefen seiner Freunde und Zeitgenossen Äußerungen hervorgehoben. Wir sehen also hinein in das Werden dieses Mannes, wie der Herr mehr und mehr Gestalt in ihm gewinnt. Er läßt sich führen und leiten. Das Buch rollt ein Stück Zeitgeschichte vor uns auf, führt uns Zeitgenossen Spittlers, hervorragende Männer und Frauen unseres Jahrhunderts vor, hat Bedeutung für die Wissenschaft, für die Zeit- und Kulturgeschichte. Spittler stand im lebhaftesten Verkehr und ständiger Arbeit mit Lavater, Steinkopf, Kißling, Blumhardt, Goßner, Jung-Stilling, Frau von Oynhausen u. s. f. Der Anhang, der die in Basel wirkenden Männer eingehender behandelt, hat auch über Basel und die Schweiz hinaus Interesse. (Deutsche Reichspost 1876. Nr. 3.)

Walter, Bischof, D. Ferdinand, Generalsuperintendent von Livland. Ein kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. Mit Portrait.
60 S. 8. 60 Cts. 50 Pfg.

Ein echt christliches und gut nationales Lebensbild, doppelt interessant für alle, welche an den Ostseeprovinzen herzlichen Anteil nehmen.

Claus, W., Dr. Ludwig Krapf, weiland Missionar in Ostafrika. Ein Lebensbild aus unsern Tagen. Mit Dr. Krapf's Bild.
244 S. br. Fr. 2. — Mk. 1,60. Lwd. Fr. 3. — Mk. 2,40

Der Verfasser dieser Biographie bietet uns hier ein Seitenstück zu dem prächtigen Leben Livingstone's von Blaikie, wie der große Schotte setzte auch Krapf seinen größten Ruhm darein, sich selbst in dienender Liebe aufzuopfern für den schwarzen Weltteil. Er liebte Afrika mit glühender Liebe und ließ sich durch keine scheinbaren Mißerfolge entmutigen. So zeigt sich uns Krapf, gleich Livingstone, in seiner ganzen Denkweise und Wirksamkeit als ein christlicher Held, dessen Beispiel uns mit frischer Kraft und Begeisterung erfüllen muß. Einen erhöhten Reiz gewinnt für uns dieses Lebensbild durch die innigen Beziehungen, in denen Krapf erst zum Basler Missionsdienst und dann zu der Pilgermission auf St. Chrischona stand. Wir wünschen dieser schlicht und wohlthuend geschriebenen Biographie, in welcher Krapf möglichst oft selbst zu Worte kommt, einen recht weiten Leserkreis, denn mit diesem „Stillen im Lande" näher bekannt zu werden, kann unser eigenes Leben nur bereichern. Auch als Ferienlektüre sei dieses Buch bestens empfohlen. (Allg. Schweizer-Zeitung 1882. Nr. 152.)

Hochstetter, Eduard,

Zweige Eines Stammes Zweiundfünfzig Lebensbilder treuer Glaubensmänner von der Reformation bis zur Gegenwert gesammelt von Eduard Hochstetter

Bd.: 3

Basel 1883